Stecowa

Phantastisches und Übersinnliches aus dem Weltkrieg

Hans Tröbst

STECOWA.

S T E C O W A

PHANTASTISCHES UND UEBERSINNLICHES AUS DEM WELTKRIEG.

Mit 6 Federzeichnungen von A. Paul Weber.

MITARBEITER:

Werner Bergengruen, Arnolt Bronnen, Josef Drexel, Gustav Goes, Franz Henning Freiherr Grote, Friedrich Wilhelm Heinz, Friedrich Hielscher, Ernst Johannsen, Edlef Köppen, Karl Nils Nicolaus, Franz Schauwecker, Goetz Otto Stoffregen, Karl Hans Strobl, Hans Tröbst, Josef Magnus Wehner, Ernst Wiechert.

1932

Verlag Tradition Wilhelm Kolk, Berlin

Printed in Germany.
Verlag Tradition Wilhelm Kolk
Berlin SW. 68.

Umschlagszeichnung von A. Paul Weber.

Druck: Delmanzosche Buchdruckerei, Stolp i. Pom.

ZU DIESEM BUCH.

Seltsam, daß bisher noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, einmal ein Buch zu schreiben, das sich mit den „Uebersinnlichen Dingen im Weltkrieg' befaßt. „Literarisch“ ist dieser Krieg in den letzten Jahren bereits fast bis zum Ueberdruß nach allen Richtungen hin „abgewandelt“ und „ausgeschlachtet“ worden, aber bisher ist ihm immer noch kein Edgar Allan Poe oder ein E. T. A. Hoffmann erstanden, um das Uebergrausige dieser furchtbaren Epoche in künstlerisch-versöhnende Form zu gießen . . . .

„Uebersinnlich“ ist vielleicht zu viel gesagt. „Unerklärlich“ trifft den Kern des Problems schon eher. Obgleich — bei Lichte betrachtet — sich wohl alles ganz „natürlich“ erklären läßt. Wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Denn das Schlußglied der überzeugenden Gegenbeweiskette will sich niemals ganz einwandfrei schließen. Ein Rest bleibt immer . . . .

Und um diesen „Rest“ zu klären, darum geht es!

„Wahnsinn!“ werden selbstverständlich kurzerhand die Rationalisten aller Schattierungen sagen. „Weil es übernatürliche Dinge nie gegeben hat und niemals geben wird.“ „Weil die Menschheit es mittlerweile so unendlich weit gebracht hat, daß ihr in Kürze bald kein Geheimnis der Natur mehr verschleiert sein wird.“ „Weil Okkultismus, Spiritismus und Hellseherei, weil Träume, Vorahnungen und Prophezeiungen nichts weiter sind als die Religion der Armen im Geist.“ „Weil es Ehrenpflicht aller exakten Wissenschaftler und nüchternen Denker ist, gegen diesen

Unfug mit allen Mitteln Front zu machen." „Weil . . . . weil . . . . weil . . . .' —

Zugegeben: auch ich glaube nicht an übernatürliche oder okkulte oder an andere unerklärliche Dinge! Auch ich lege keinen Wert darauf, die bestehende Verwirrung der Anschauungen zu steigern, Zweifler zu bekehren und Anhänger für „Ideen" zu gewinnen, die noch in keiner Weise spruchreif sind . . . . Im Folgenden werden lediglich Dinge und Ereignisse geschildert, die tatsächlich erlebt oder die von einwandfreien Zeugen überliefert wurden. Ich enthalte mich jeder Kritik und jeder Stellungnahme und überlasse es jedem Einzelnen, sich damit abzufinden oder dazu Stellung zu nehmen. Jeden überzeugenden Gegenbeweis werde ich als Gewinn buchen . . . Nur fürchte ich, daß es mit diesen „Gegenbeweisen" hapern wird! Weil es eben trotz aller Schulweisheit zwischen Himmel und Erde doch wohl noch eine ganze Menge Dinge gibt, von denen wir resignierend eingestehen müssen:

Ignoramus! Ignoramus! Ignorabimus!

Hans Tröbst.

ERNST JOHANNSEN.

DAS GEHEIMNIS DES WELT-KRIEGES.

I.

Viele Millionen glauben zur Aufführung des vierjährigen ungeheuren Dramas genügten die stehenden Heere, die entsprechenden Kriegserklärungen. die willigen Staatsmänner und Parlamente, die Munitionsfabriken, die Begleitmusik der Zeitungen und das straffe, unermüdliche Arbeiten der Hauptquartiere. Ihre Willigkeit, ihre Bereitschaft und Begeisterung von 1914 vergißt die Majorität dieser Millionen gern oder deutet sie einfach als Folge der Zeitungslektüre, nicht bedenkend, daß sie sich mit dem „Verführtwordensein“ selbst zu urteilslosen Kindern erniedrigen und damit z. B. ihr Wahlrecht in ein sehr fragwürdiges Licht rücken. Was die Begeisterung von 14 angeht, diese alles überflutende Begeisterung, so kann eine bloße Pressemache, sei es mit Lügen, sei es mit Wahrheiten, niemals dergleichen erzeugen, besonders nicht bei dem so leicht uneinigen, vielfach gegliederten deutschen Volke. Es gehört mehr dazu, eine Art von Bereitschaft, ein guter Boden für den Samen, die Möglichkeit eines Gleichklanges, das Gefühl — ob irrtümlich oder berechtigt — „es mußte so kommen“ und „es ist alles gut so“, die geheimnisvolle,

Millionen erfassende Bejahung des Kampfes, der Not, der Gefahr, des Todes, der Führerschaft. Und ebensowenig genügen Gewöhnung, Trägheit, Zucht, Gewalt, Maueranschläge und Leitartikel, um jenes ungeheure Ringen an der Westfront jahrelang zu ermöglichen! Hier ist der Mensch selber entscheidend und nicht die Hauptquartiere und nicht die Presse und nicht der Zwang. Wer monatelang, jahrelang mit dem Tod lebt, mit ungeheuerlichen Entbehrungen, verlaust, verdreckt, der pfeift auf Maueranschläge und Leitartikel; davon ist sein Verhalten nicht abhängig. In der Tat, wie Weniges blieb verschont vom Spott und beißendem Hohn der Frontsoldaten, aber dennoch leisteten sie Ungeheuerliches! Als ich einmal bei einem englischen Durchbruch einem vorgehenden Infanteristen, der gemächlich dabei seine halblange Pfeife rauchte, zurief: „Mensch, du hast die Ruhe aber weg! Dort kommen die ersten Tanks. Siehst du sie nicht?', da meinte er grinsend: „Ob ich hier verrecke oder dort im Tal, das ist schnuppe." Niemand wird ernsthaft behaupten wollen, diese nur beispielhaft gekennzeichnete Bereitschaft zum Tod — und welcher Frontmann kennt sie nicht! — sei allein mit Pressewahrheiten oder Lügen, mit Aufrufen und Befehlen zu erreichen. Keine Staatsmaschinerie, keine Presse und menschliche Gewalt ist allein imstande, Not, Gefahr, Verstümmelung und Tod so selbstverständlich, so banal zu machen. Das ging so weit, daß wir z. B. einmal drei faulende Leichen schrecklich verstümmelter Engländer nicht begruben. Sie interessierten uns nicht, sie gingen uns nichts an. Auch die Leichen waren banal geworden. Das ging so weit, daß die Division bei einer im Feuerbereich liegenden Lederfabrik einen Unterstand mit Posten einrichten lassen mußte, um zu verhindern, daß Frontleute die Fabrik betraten, denn sie ließen sich weder durch Mahnungen, noch durch die Leichen ihrer gefallenen Vorgänger davon abhalten, halbfertige Lederfetzen aus der Fabrik zu schleppen! Für ein paar Früchte, für Wein, für

Zigaretten wurde das Leben eingesetzt. Wer da meint, dahinter stand die Not, der bedenke, daß auf französischer Seite sogar für Geld kleine Sturmangriffe gemacht wurden! Ich verschmähe es, solche Dinge als Friedensfreund leugnen zu wollen. Viele wagten auch ihr Leben, um einen kleinen Umweg zu vermeiden. In solchen Fällen kann wahrhaftig von Gewalt nicht gesprochen werden, im Gegenteil: die herrschende Gewalt mußte noch aufpassen, um unnötige Opfer zu vermeiden. „Gasmasken nicht vergessen!“ „Stahlhelm aufsetzen!“ „Fenster verhängen!“ „Nicht sprechen!“ „Nicht die Straße benutzen!“ Jedermann kennt diese steten Ermahnungen. Tausende fielen nicht auf Grund von Befehlen, sondern — aus Gleichmut gegen den Tod. Wer das berichtet, der war nicht im Feld oder hat ein kurzes Gedächtnis. Wenn einmal ein Flieger, der den Gurt leergeschossen hatte, versuchte, seinem Gegner „die Kiste“ mit seinem Fahrgestell aufzureißen, gleich, ob er sich selber dabei „erledigte“, so lag auch hier nicht der geringste Zwang vor; er konnte mit Leichtigkeit landen oder fliehen, auch haßten sich die Kämpfenden keineswegs — die Stellung der Flieger zueinander ist bekannt — es lag eben nicht viel am Leben. Man mag dergleichen nennen, wie immer man will, entscheidend steht dahinter, daß Not, Gefahr und Tod banal wurden, daß Gesundheit und Leben in geheimnisvoller Weise an Bedeutung verloren hatten. Im Prinzip die gleiche Erscheinung wie etwa bei kämpfenden Ameisenvölkern — seltsamerweise scheinen nur Geschöpfe, die in Organisationen leben, den organisierten Kampf innerhalb der Gattung zu kennen — auch hier gilt der sonst so gemiedene Tod wenig mehr. Das Individium opfert mit erstaunlicher Bereitwilligkeit sein Leben, als habe ihm gleichsam ein Zaubertrunk ermöglicht, sein eigenes Wohl nicht zu achten. Die primitiv materialistische Methode ist nicht imstande, auch nur die phänomenale Tatsache zu deuten, daß Millionen Arbeiter — hier und dort — begeistert zu den Waffen eilten, ob-

gleich sie kurz zuvor noch die schärfsten Gegner der Heeresmächte und Rüstungsindustrien waren. Sie fielen in einer grandiosen Weise um und lieben es heute, diese Tatsache entweder abzustreiten, oder mit Schweigen zu verhüllen. Jene, welche Kriegserklärungen vorbereiteten und abschickten, dürften sich mit Recht als Halbgötter betrachten, wenn von ihnen behauptet wird, sie allein hätten das ungeheuerlichste Drama der bisherigen Menschheit nicht nur verursacht, sondern auch vier Jahre lang mit einigen Handlangern ermöglicht! Wer aber dennoch diese unmögliche Behauptung aufrecht hält, der macht damit die Massen zu Haufen willenloser, urteilsloser Schwachköpfe und führt dergestalt das demokratische Staatsprinzip ad absurdum.

Und nochmals gesagt: Kriegserklärungen, Rüstungsindustrie, Maueranschläge, stehende Heere, Lügen oder Wahrheiten, Befehle, Gewalt und unermüdliche Arbeit der Hauptquartiere allein waren nicht imstande, das gewaltige Drama zur Aufführung zu bringen und besonders nicht vier Jahre lang spielen zu lassen.

II.

Als ich meine unvollkommene, inzwischen in vielen Sprachen übersetzte Erzählung „Vier von der Infanterie“ schrieb — bevor „Im Westen nichts Neues“ erschien — sah ich von meinen, nur persönlichen Erlebnissen ab; es sollte eine Erzählung sein wie andere, kein bloßer Bericht, kleine bloße kleine Photographie, und natürlich wußte ich, daß meine vier Infanteristen durchaus nicht die Majorität repräsentierten. Was ich persönlich erlebte, war damals für die meisten gänzlich uninteressant; Hunderttausende erlebten Tag für Tag das Gleiche oder Schlimmeres, und Not, Gefahr und Tod waren, wie gesagt, banal geworden, gehörten zum „blutigen Handwerk“. Wenige, sehr Wenige nur — ich nenne sie hier die N ü c h t e r n e n — waren ungefähr die Alten geblieben; sie waren gleichsam immer

für jene geheimnisvolle Kraft, welche die Millionen im August 1914 über Nacht verwandelte und die ich darum als die Verwandelten bezeichnen will. Die Nüchternen, die Immunen konnten weder die Presse — mit Wahrheiten oder Lügen — noch Maueranschläge, noch die Verwandlung der Millionen aus der Bahn lenken und verwandeln; diese Nüchternen blieben gemeinhin auch an der Front gleichsam Voraugust-Menschen und Zivilisten. Diese Wenigen — heute möchten alle Kriegsgegner und Kriegsopfer es gewesen sein! — standen als Nüchterne dem gewaltigen Geschehen völlig ratlos gegenüber. Ihnen war zu Mute, als führe die Menschheit ein gewaltiges Drama auf. Sie standen mit auf der Bühne, sollten und „mußten' mittun und konnten doch ob ihrer Nüchternheit innerlich nur Zuschauer sein. Zu diesen Wenigen gehörte auch ich 1914, trotz meiner Jugend. Begreiflich, daß wir den Eindruck hatten, alle Welt stehe unter einem Bann, sei gleichsam hypnotisiert, und das gigantische Drama habe einen übermenschlichen, einen unmenschlichen Regisseur, der die Majorität aller Mitspieler zudem „verzauberte", was in der Heimat Fronthelden genannt wurde. Es ist eine Tatsache von größter Wichtigkeit für diese Betrachtung, daß den Millionen Verwandelten — hier und dort — eine Minderheit von Nüchternen, Unverwandelten gegenüber stand, denn damit ist für den Verfechter der unzureichenden Denkrichtung bewiesen, daß es eben genug Menschen gab, die sich nicht verwandeln ließen, daß jene geheimnisvolle Verwandlung von 1914 entscheidend abhängig war vom Menschen selber! Mit anderen Worten: Um das furchtbare Drama zu ermöglichen und vier Jahre lang abrollen zu lassen, mußte es Millionen geben, die das ermöglichten. Mit Taubstummen können die besten Regisseure kein Drama aufführen; Taubstumme bleiben taub und stumm trotz Gewalt, Maueranschlägen, Polizei, Lügen oder Wahrheiten. Mit uns Nüchternen wäre das Drama schon 1914 zu Ende gewesen. Der Vorhang wäre hoch-

gezogen, aber das Stück kläglich gewesen. Warum wurden nicht auch wir verwandelt? Warum blieben nicht auch die anderen „nüchtern‘? Vaterlandsliebe, Feigheit, Trägheit, Begeisterungsfähigkeit . . .? Wie es auch immer bezeichnet werden mag, solche Bezeichnungen bleiben Vordergrund und sind insofern auch unzulässig, als „Feige“ oder „Träge“ . . . sich verwandelten und freiwillig hinauszogen — andererseits auch Patrioten, auch Schnellentflammte „nüchtern“ blieben, nicht freiwillig hinauszogen. Unter den „Nüchternen“ gab es alle möglichen Menschen: primitive, weitsichtige, konservative, revolutionäre, arme, reiche — wie unter den Verwandelten. Es hat für mich stets etwas überaus Komisches, wenn Zeitgenossen, die 1914 vor Begeisterung überschäumten, die sich freiwillig meldeten, die bejahende Kriegsgedichte verfaßten, die plötzlich nach Tod und Teufel nichts mehr fragten — also auch Millionen Arbeiter, also auch die meisten Pazifisten — wenn diese Zeitgenossen heute die Verführten spielen und alles jenen in die Schuhe schieben wollen, die sie damals als Führer bejahten, statt zu sagen: „Ja, auch wir bejahten damals den Krieg; ja, auch wir fragten nichts mehr nach Not, Gefahr und Tod . . .“ (Ich spreche hier von allen beteiligten Nationen.) Uebrigens komisch finde ich es, wenn Menschen, die sich damals freiwillig meldeten, heute aus dem Feldwebel, dem Leutnant, dem General, dem Staatsmann, dem Fabrikanten wahre Ausgeburten der Hölle machen und aus sich die kleinsten Unschuldsmänner. Uns Nüchternen gingen die Augen über, als wir sahen, daß sich damals selbst die Arbeiterpresse aller beteiligten Nationen über Nacht verwandelt hatte und sich bald in nichts von der übrigen Presse unterschied, ja die schönsten „Sicherungen“ und Entschädigungen für den angeblich nahen Sieg forderte. Wer schon die grandiose Verwandlung von 1914 vergessen hat oder sie nur als Kind erlebte, der sehe sich die entsprechenden Zeitungsnummern an. Gewisse Schriftsteller oder Dichter mögen auch mutig



nach versteckten Manuskripten aus jener Zeit greifen! Einer wünschte sich in jeder Hand eine Russengurgel — später machte er polnische, national gefärbte Gedichte — heute ist er revolutionärer Pazifist — wer weiß, was er morgen ist! Ein anderer — aber Sie erröten, meine Herren? — schweigen wir also lieber, wenn Sie die Tatsache der Verwandlung zugestehen. Bald zeigte es sich, daß die verschiedensten Völker gut für das Drama geeignet waren, besonders gut aber Deutsche und Franzosen. Das russische Volk fiel bald um; wiederum ein Beweis, wie wichtig in der Formel die Verwandlung, die Bereitschaft, Willigkeit und Brauchbarkeit des Menschen ist. Wie immer man das Umfallen des russischen Volks auch mit schlagwortartigen Wendungen begründen mag, man bleibt damit vordergründig und sagt nur, bei ihnen war es anders. Was einer anderen Formulierung der bloßen Tatsachennennung gleichkommt. Wenn die Verfechter der unzureichenden Denkrichtung sich erinnern, mit welcher Leichtigkeit tausende Russen einfach überliefen, indes auch 1918 noch weder bei Deutschen, Franzosen oder Engländern von Massenüberlaufen geredet werden konnte, so werden sie einsehen, daß die Massen bei der Betrachtung des Krieges keineswegs als willenlose Werkzeuge der Hauptquartiere, der Presse, der Rüstungsindustrie und Unterführer betrachtet werden dürfen. Was die Russen taten, konnten an sich selbstverständlich die Deutschen auch; sie taten es nicht. Sie standen ganz unter dem Bann der Verwandlung, unter den Russen aber waren zuviel „nüchtern" geblieben. Warum blieben wir Wenige „nüchtern"? Warum die Millionen nicht? Mit diesen Fragen rühren wir an dem Geheimnisvollen des ungeheuerlichen Dramas.

III.

Heldenhafte Handlungen besagen keineswegs, daß der Handelnde ein Held ist. Der geborene Held ist eine Ausnahme; in normalen Zeiten und Verhältnissen ist der

Mensch ein vorsichtiges, feiges Herdentier. Man muß gesehen haben, wie Arbeiter, die vor 1914 (z. B. beim Streik) wie Kinder vor dem Schornsteiner ausrissen, wenn die Polizei eine Straße „säuberte“, hernach im Graben gegen eine fünffache Uebermacht standhielten — ohne Führung, ohne Nahrung, ohne andere Aussichten als den Tod. Junge Männer, lang aufgeschossen, vor 1914 nicht imstande, auch nur einer Taube den Hals umzudrehen, entstiegen lächelnd ihrem Flugzeug, dessen Tragflächen von den Garben des Gegners durchlöchert waren und meldeten: „Feindlichen Kampfflieger brennend zum Absturz gebracht. Kiste montierte in der Luft ab.“ Es zeigte sich, daß der Drill durchaus nicht nötig war: acht Wochen Ausbildung genügten. Das alles ist mir als Nichtverwandelten an der Front ebenso unbegreiflich gewesen, wie die Tatsache, daß jene Menschen, die vier Jahre lang die Fronten hielten und noch 1918 vordrückten, heute wieder sanfte, friedliche, feige Herdentiere sind, die erstaunlich geduldig stundenlang in den Arbeitsämtern warten oder besorgt sind um eine Entlassung, um eine Verhaftung und kleine Schädigung ihres Rufes usw. Man mußte theoretisch annehmen, daß die heimkehrenden Krieger künftig sich weder um Tod noch Teufel kümmern würden, aber es zeigte sich, daß sie nach wenigen Monaten des Abklingens wieder das wurden, was sie gewesen waren: friedliche, vorsichtige, feige Herdentiere. Wenige nur fanden nicht zurück, wußten sich nicht einzuordnen, blieben „Landsknechte“ und Verwandelte, sitzen heute zum Teil auf Festungen und in Gefängnissen oder fielen bei nachträglichen Aufständen, Unruhen und Putschen, geachtet im Krieg, jetzt aber verachtet und preisgegeben und oft genug mit „Gesindel“ bezeichnet! Vielfach Vorbestrafte und Verbrecher waren an der Front durchaus nicht in ihrem Element! Sie, die sich über die Ordnung im Frieden hinwegsetzten, hatten auch keine sonderliche Achtung vor der Ordnung im Krieg; man fand sie später massenhaft in den Strafabteilungen, in Festungen

oder als Ueberläufer beim Gegner. Die „asozialen Elemente“ zeigten sich bedeutsamerweise im Krieg als Bremsen, als Nüchterne, als Feinde des Krieges! Oder mit einer bekannten Wendung gesagt: Der Krieg fraß viel mehr Gesunde, Brave, Starke und Bejaher des Lebens als Degenerierte, Kranke, Schwache. Es ist möglich, daß von der Verwandlung fast nur das biologisch gute „Material“ erfaßt wurde. Damit sind wir damals Nüchternen in ein seltsames Licht gerückt, aber hier geht es nicht um uns.

IV.

Heute sind noch Millionen Kriegsgegner, ob es noch Millionen in 10 oder 20 Jahren sein werden, ist nach den Erfahrungen von 1914 ungewiß. Wer den Krieg bekämpft — und ich kann mir Menschen, die das nicht wollen, nicht recht vorstellen, kann sie nicht begreifen —, der muß den Gegner so gefährlich wie möglich sehen. Gigantisch müssen die Staumauern sein! „Der Krieg lag in der Luft“ — „Der Krieg war sofort populär“ — „geschlossen erhob sich das Volk.“ Was bedeuten solche Wendungen, wenn nicht: Millionen fühlten gleich, dachten gleich, reagierten gleich. Ein Schuß fällt, ein Steinchen rollt, *aber die große Lawine folgt nur, wenn der Stein über Schneeteile rollt, die weithin vorzüglich für eine Lawinenbildung gelagert sind.* Das war die Situation von 1914. Der Schuß fiel, das Steinchen rollte, die noch harmlosen Schneeteilchen wurden mitgerissen, viele blieben abseits ruhig liegen, oft nur zufällig, aber weiter und weiter rollte das Geballte, und schließlich schoß donnernd die Lawine ins Tal, alles mit sich reißend, um hernach wieder als harmloser Schnee dazuliegen. Tal und Stein genügen nicht, wenn nicht eben eines Tags der Schnee bereit ist, eine Lawine zu bilden! Insofern wurde der Weltkrieg ebensowenig „gemacht“ wie etwa der Niedergang der Römer — beides wuchs heran und kam zur Reife, die Stunde war gekommen

und nun konnte nichts mehr helfen. Führer und Geführte unterschieden sich im Prinzip kaum und es ist wenig geändert, wenn die Führer als die Geführten und die Millionen als die Führer betrachtet werden. Es gibt noch viele unerforschte Ecken im Bereich des Menschlichen, und der Mensch, diese gefährlichste aller Bestien, ist dem Menschen viel unbekannter als gemeinhin angenommen wird. Keineswegs ist er sein eigener Gott und Dirigent. Es muß Situationen geben, wo ein Ton genügt, um die Majorität der Stimmgabeln gleichschwingen zu lassen. Unbekannt, wie etwa die Regulation der Lebensdauer, ist auch die treibende Kraft für das Auf und Ab eines Kulturkreises. Kräfte und Erscheinungen muß es in der Welt des Lebendigen geben, sonderlich bei Geschöpfen, die in Organisationen leben, welche uns vorderhand noch so unbekannt sind, wie etwa die erstaunliche Erhaltung der jüdischen Rasse trotz Zerstreuung über die ganze Erde — ihre Rassenbeharrlichkeit — oder wie die ansteigende Kurve des religiösen Wahnsinns im Mittelalter oder die feinsten Hintergründe für das Wachsen und Sterben bestimmter Stile usw. Vielleicht ist es erlaubt, von einem Auf und Ab eines menschlichen Kriegsgeistes zu sprechen, der den Wert einer primitiven, also brutalen und unzureichenden Regulation hat? Wer den Krieg bekämpft, muß sich bewußt sein, daß er einen gewaltigen und zum Teil auch geheimnisvollen Gegner vor sich hat!

FRANZ HENNING
FREIHERR GROTE.

DIE ZWIEFACHE WARNUNG.

Im Frühjahr des Schicksalsjahres 1914 lebte ein deutscher Maler mit seiner Familie auf einer jener kleinen, einsamen Inseln des Adriatischen Meeres, die westlich der Hafenstadt Ragusa gelegen sind. Als ein ausgesprochener Gestalter der Natur, wo sie sich menschenleer und dem göttlichen Antlitz am nächsten gibt, empfand Fritz N. diesen Auszug in die Einsamkeit nicht als etwas Besonderes. Die kleine Ortschaft, in der er Quartier genommen hatte, besaß immer doch noch so etwas wie einen Bürgermeister. Auch konnte man Lebensmittel kaufen und bewegte sich, — leider, wie der Maler meinte — in wenn auch bescheidenen Verhältnissen der Zivilisation, die der Künstler haßte bis auf den Tod.

Der Maler hatte abenteuerlichere Fahrten hinter sich gebracht. Noch standen die Nächte im Gran Canon vor seinem Auge, wenn das helle Mondlicht die seltsamen Bergzacken erglühen ließ wie flüssiges Feuer. Oder er dachte an jene anderen, trocken und heiß in der Wüste Tripolitaniens, das noch keines Künstlers Fuß betreten hatte, wie überhaupt sich selten hierher ein Mensch verlor.

Der blaue Himmel des europäischen Südens erschien

so dem Maler wie ein liebenswürdiges Gedicht, wenn er an Amerika und Afrika dachte, in dessen unbekannteste Geheimnisse er eingedrungen war. Aber dennoch fühlte er auch hier Gottes Nähe, die er zwischen den Steinbauten der Städte nicht mehr zu finden vermochte. Es gab Wochen, in denen er kein anderes Lebewesen zu Gesicht bekam als seine Frau, seine beiden Knaben und unter seinen fleißigen Händen entstand Bild auf Bild.

Von den Ereignissen in der Welt, die ihn nicht bekümmerte, hatte der Maler bisher wenig vernommen. Durch Fischerboote, die höchstens alle Woche nur zu diesem Zwecke anlegten, erhielt er seine Post. Einmal war auch eine Zeitung dabei, in der er von dem furchtbaren Morde las, den man zu Serajewo an dem oesterreichischen Thronfolger und seiner Gemahlin begangen hatte. Von Politik verstand der Künstler nichts, aber seit jenem Tage verdichtete sich in ihm eine innere, unbestimmte Unbehaglichkeit, die, so wußte er jetzt, gerade um jene Zeit, als der Mord geschah, aufgetaucht war, zu einer drückenden, unheimlichen Ahnung. Mit seiner Ruhe und Schaffenskraft war es mit einem Male zu Ende. Voller Erstaunen bemerkte das seine Frau, aber auf ihr Drängen und Fragen vermochte der Maler ihr keine Antwort zu geben. Ein entsetzliches Unheil lag in der Luft, das fühlte er, ohne ihm einen bestimmten Namen geben zu können.

So nahte der August des Jahres heran. Seit Tagen schon war keine Post, keine Zeitung auf die einsame Insel gelangt, während doch schon die ganze Welt in wilder Erregung lebte und ein grausiger Krieg herauf zog, der das Antlitz der Menschheit so furchtbar verändern sollte. In dem Maler wuchs die unsichtbare Last, die ihn bedrückte, riesengroß, und plötzlich stand der Entschluß in ihm auf, so als ob eine fremde Stimme ihm den Befehl in das Ohr geflüstert hätte: Wir müssen fort!

Es war ein stürmischer Tag, und das Meer ging hoch. Mit donnerndem Getön prallten seine Wogen gegen die

Ufer, und der Bürgermeister lächelte, als ob es sich um einen Scherz handelte, als der Maler ihn um ein Segelboot beschwor.

Der Italiener, der seine Herkunft nicht verleugnete, obwohl er oesterreichischer Staatsangehöriger war und im Namen der Donaumonarchie sein einsames Eiland regierte, reckte pathetisch den Finger gegen die brüllende See. „Das bedeutet den sicheren Tod, Signor", sagte er warnend. „Santa Maria, Sie haben Frau und Kinder. Warten Sie bis morgen, dann wird der Himmel wieder blau sein."

Der Maler schüttelte den Kopf, dann wieder mahnte die unbekannte Stimme zwingend und eindringlich. „Wir müssen heute reisen, unter allen Umständen, heute, mein Herr. Ich habe meine Gründe." Und so gab denn der Italiener endlich dem Eigensinn des deutschen Gastes nach, zumal der Maler mit gutem Gelde bezahlte. Aber Signor Mario Pasquale beschloß schon jetzt, einen Teil der reichlich hoch angesetzten Kaufsumme zurückzulegen, um eine Totenmesse für die Fremden lesen zu lassen, die er nicht ungern auf seinem Eiland beherbergt hatte.

Der Bürgermeister stand auch am Strande, als die Familie des deutschen Malers auf ihrer Nußschale in See stach. Die Frau des Malers, die oft genug mit ihm gesegelt war, um das Handwerk zu verstehen, bediente das Steuer. Die beiden Knaben gingen dem Vater zur Hand, und dann befahl der Maler Gott seine und der Seinen Seele und löste das Tau. „A revidercil" rief der Italiener mit tränenerstickter Stimme, denn er glaubte selbst nicht an seinen Abschiedsgruß. Lange blickte er dem in das aufgeregte Meer hinausschießenden, gebrechlichen Fahrzeuge nach, als es in die Wellentäler hinabsank und nur noch zuweilen, ein schwarzes, schwankendes Pünktchen in Schaum und Wogen, mühsam zu erkennen war, bis es gänzlich verschwand, wie von der brüllenden See verschluckt.

An diese Fahrt dachte der Maler sein ganzes Leben lang. Später noch oft legte er sich die Frage vor, warum

er sie überhaupt gewagt hatte, statt vierundzwanzig Stunden mit der Abfahrt zu warten. Diese Spanne Zeit allerdings war die entscheidende gewesen, um überhaupt noch von dem Eiland fortzukommen. Denn Europa befand sich schon im Kriegszustand, wenn er es auch nicht wußte, und schon am nächsten Tage verhängte die österreichische See-Kriegsführung die Sperre über die Inseln. Darüber aber sprach die innere Stimme in ihm, die ihn antrieb, die stürmische Abreise zu wagen, wenn auch alle kundigen Seeleute ihm prophezeiten, daß sie den sicheren Tod bedeuten würde. Die geheimnisvolle Ahnung in ihm wußte es besser.

Als das mit den Wellen hart kämpfende Segelboot erst die Hälfte der Route bis Ragusa zurückgelegt hatte, schien es dem verzweifelten Maler beinahe, als ob er einem Wahn zum Opfer gefallen sei und nun dafür büßen müsse. Während die Frau mit fast zerreißenden Armen das Steuer noch immer gepackt hielt, bediente er die Segel und war gleichzeitig mit seinen Buben beschäftigt, fort und fort das Wasser aus dem Boot zu schöpfen, eine Danaidenarbeit. Denn weit mehr, als sie mit Händen und Schöpfkellen dem Element zurückgeben konnten, schleuderte es mit wilder Wut wieder in das hin und hertaumelnde Boot zurück.

Plötzlich tauchte am Horizont ein großes Schiff auf. Jedesmal, wenn eine riesige Woge das zerbrechliche Fahrzeug emporhob, wie um es in den Himmel zu schleudern, sahen sie das fremde Schiff immer riesiger ihnen entgegenwachsen, erkannten es bald als ein österreichisches Torpedoboot. Fest an die Reeling geklammert winkten ihnen Matrosen herüber, zuckten die Achseln, wiesen voraus.

Ja, das wußte der Maler auch, daß er sich mit den Seinen in Todesnot befand und die drüben ihnen nicht helfen konnten, so gern sie es auch gewollt hätten. Denn bei dieser See war ein Ueberholen in das österreichische Kriegsschiff eine Unmöglichkeit.

Ein angstvoller Blick des Malers streifte seine Frau,

die todesfahl, aber mit zusammengebissenen Zähnen noch immer das Steuerruder hielt. Aushalten! Das konnte allein noch Rettung bedeuten. Auch die beiden Knaben taten trotz aller Erschöpfung ihre Pflicht. Wie ein rasender Renner tobte das kleine Segelschiff dem rettenden Hafen entgegen.

Und das Wunder trat ein. Mit dem Torpedoboot gleichzeitig erreichte die Familie die Reede von Ragusa. Völlig erschöpft, bis auf die Haut durchnäßt, taumelten die Insassen des glücklich gelandeten Seglers an Land, von einer aufgeregten Menschenmenge empfangen, die den heißen Kampf der kleinen Nußschale mit Sturm und Wellen atemlos beobachtet hatte und nun den Geretteten einen jubelnden Empfang bereitete.

Da erfuhr der Maler denn auch Näheres, daß der Krieg zwischen Deutschland und Oesterreich gegen Frankreich und Rußland ausgebrochen sei, daß Italien keineswegs als zuverlässig betrachtet werden könnte und auf beiden Seiten schon die Minenschiffe unterwegs wären, um die Meere zu sperren. Die Verbindung zu der Insel aber, die er heute gerade verlassen habe, sei von jetzt an abgerissen und der Maler könne von Glück reden, daß er davor bewahrt geblieben sei, dort den ganzen Krieg zu verbringen. Damals wußte man ja noch nicht einmal, wie viele Jahre der Weltbrand währen würde.

Nach Empfang aller dieser aufregenden Nachrichten beschloß der Maler, gleich auf dem kürzesten Wege nach Deutschland zurückzukehren, wo man jetzt jeden Mann gebrauchen würde. Er suchte das Büro des österreichischen Lloyd auf und erfuhr dann auch, daß noch ein Passagierdampfer, der „Baron Kautsch“, schon morgen in Ragusa anlegen würde, um nach kurzem Aufenthalt sofort nach Triest weiterzudampfen. Umgehend sicherte sich der Maler die nötigen Plätze und verließ die Agentur.

Aber noch auf der Treppe befindlich, langsam zur Erde steigend, spürte er ein Brennen in der Tasche, die die

Fahrkarten beherbergte, und jene unheimliche Stimme, die ihm die Wahnsinnsfahrt von der Insel in Sturm und Wetter befohlen hatte, flüsterte ihm ein deutliches: „Nicht! Nicht!" in das Ohr, so daß er sich einen Augenblick besinnen mußte, ob da nicht wirklich ein Mensch neben ihn getreten sei und solche Warnung ausgesprochen habe. Ungeduldig schüttelte er den Wahn ab und schritt ins Freie. Aber als ob ihm der Fuß gebannt wäre, verhielt er jetzt. Eine rasende Angst stieg in ihm auf und er achtete nicht auf den fröhlichen Willkommen der Seinen: „Gott sei Dank, es geht noch ein Schiff! Du hast die Karten?" Weltverloren blickte sein Auge über sie hinweg, daß die Gattin aufmerkte, die solche Stimmungen an ihrem Mann schon kannte und erfahren hatte, daß sie mehr bedeuteten, als nur eine Laune.

„Was ist Dir, Liebster?" fragte sie jetzt zärtlich und legte den Arm auf den seinen.

„Ich habe die Karten für den ‚Baron Kautsch', ja", erwiderte der Maler jetzt langsam. „Es ist das letzte Schiff, das Ragusa noch verläßt, so sagte man mir. Meine Ahnung war richtig, daß wir von der Insel abreisen mußten, aber", er seufzte schwer, „wir dürfen nicht mit diesem Schiff fahren, ich fühle es." Verzweifelt schwang er den Hut, wühlte mit seiner Linken aufgeregt in seinen Haaren.

„Tu, was Du mußt", sagte die Frau ruhig. „Es ist nicht das erste Mal, daß Du mehr spürst als wir anderen. Der Gran Canon, die afrikanische Wüste, unberührte Einsamkeit, haben Dich diese Dinge gelehrt."

Der Maler stand in tiefem Sinnen. Dann drehte er kurz um und eilte in die Schiffsagentur hinein. So schnell nahm er den Weg, daß er jetzt außer Atem vor dem Fahrkartenfräulein seine seltsame Bitte vorbrachte, die Plätze für den „Baron Kautsch" doch zurücknehmen zu wollen. „Und wenn es das letzte Schiff ist, Fräulein, ich kann mit dem Dampfer nicht fahren."

Das Fräulein lächelte über den sonderbaren Kauz. „Es ist aber das letzte Schiff, mein Herr . . .“

„Dann kann ich es nicht ändern . . .“

Die Dame überlegte. „Allerdings ist es möglich, daß ein kleineres Fahrzeug, das auch Passagiere mit sich nimmt, in Ragusa noch einläuft. Aber ohne jeden Komfort, mein Herr, bei weitem nicht so seetüchtig wie der ‚Baron Kautsch‘. Da reisen Sie wie in Abrahams Schoß . . .“

„Geben Sie Karten für diesen Kahn . . .!“

Achselzuckend fertigte das Fräulein den seltsam aufgeregten Passagier ab. Der Maler verließ zum zweiten Male und tief aufatmend die Agentur.

Ohne Bewegung sah er am anderen Morgen den „Baron Kautsch“ in Ragusa einlaufen. Nicht einen Augenblick spürte er einen Willen, sich dennoch auf dem bequemen Luxusdampfer einzuschiffen, obwohl das Eintreffen des von ihm belegten Schiffes noch höchst ungewiß war. Der große Lloyddampfer verließ ohne die Familie des Malers die Reede.

Zwei Tage später kam dann auch das letzte Schiff durch, das noch Passagiere nach Triest mit sich nahm. Wenn es auch gegenüber dem Lloyddampfer, der jetzt schon sein Ziel glücklich erreicht haben mußte, sehr unansehnlich, beinahe gefährlich erschien, so bestiegen es doch Fritz N. und die Seinen mit einem Gefühl unendlicher Ruhe und Geborgenheit, wie sie sie seit langem nicht mehr gekannt hatten. Das Dampferchen stach in See und brachte sie auch ohne Zwischenfall in die große österreichische Hafenstadt.

Das erste, was der Maler tat, war, sich nach dem Schicksal des „Baron Kautsch“ zu erkundigen, den er bislang im Hafen nicht hatte entdecken können. Aber die Reede von Triest war groß.

Man wollte ihm erst jede Auskunft verweigern. Noch lag ja Oesterreich mit Italien nicht im Kriege. Erst auf

das Drängen des Malers hin und nachdem er seine Geschichte erzählt hatte, erfuhr er mit der Verpflichtung unbedingter Geheimhaltung die furchtbare Wahrheit:

Der „Baron Kautsch“ war in der Höhe von Triest auf eine Mine gelaufen und mit Mann und Maus gesunken.

JOSEF DREXEL.



DIE MUTTER.

Ein junger Mensch kehrt heim von einem ermüdenden Tage vergeblicher Arbeitssuche. Er geht grußlos durch die Küche der Wirtsleute in seine Kammer und beginnt eine unruhige Wanderung, vom Fenster zur Türe, von der Türe zum Fenster.

Er geht sehr aufrecht. Sein schmales Gesicht ist wetterbraun, aber hager und viel zu schmal, um zu verbergen, daß es einem Menschen gehört, der die Entbehrung kennt. Seine Augen, frisch und jungenhaft und von heller Farbe, sind in Schatten gebettet. Er denkt vielleicht zuviel oder er wacht zuviel oder beides zusammen. Manchmal bleibt er am Fenster stehen und schaut in einen endlosen Himmel voll trübem Grau, aus dem der Regen dumpf und unaufhörlich stürzt. Er kneift ein Auge zu, wie um besser sehen zu können. Es ist eine Gewohnheit aus dem Felde. Dann hat sein Gesicht einen unheimlichen Ausdruck von Neugierde und Spannung, als läge es hinter dem Gewehr.

Wer ist dieser Mensch in der Einsamkeit verlorener Jahre?

Ein Soldat, ein Offizier des gewaltigsten Heeres der

Geschichte, ein Student wider Willen, ein mittlerer Bankbeamter, ein kleiner Versicherungsagent, ein stellensuchender Angestellter, ein Arbeitsloser, ein Unbekannter, ein Nichts.

Er heißt Christof — Christoferus, der Gottesträger —. Mehr wissen wir nicht von ihm, nur diesen Vornamen, alles andere ist ohne Bedeutung, vergessen, verweht, verloren.

Er friert. Er nimmt einen Mantel vom Haken und hängt ihn sich um. Es ist ein Offiziersmantel, feldgrau, nicht das helle, glänzende Paradetuch, ein richtiges, stumpfes feldgrau, etwas fleckig geworden im Laufe der langen Zeit, ein wenig zu weit. Wenn Christof auf und ab geht, sieht er wie ein verstoßener Erzengel darin aus. Etwas unter der linken Schulter hat der Mantel ein Loch, ein kleines unscheinbares Loch, an den Rändern etwas versengt, wie von einer Zigarre. Er streicht mit der Hand über das Tuch, dort, wo die Kugel das Loch in die Schulter gerissen. Er muß es immer wieder tun, es fühlt sich rauh und doch freundlich an — es ist eine stumme, aber gewaltige Liebkosung in dieser einfachen Gebärde.

Krieg?

Laßt ihn, er ist gewesen, keine Erinnerung mehr, rührt nicht daran, vergeßt ihn. Löscht ihn aus aus eurem Gedächtnis, wenn ihr euch nicht vor euch selbst schämen wollt.

Eine neue, schönere Zeit ist angebrochen — vorüber sind die schlimmen Jahre. Man ist zurückgekehrt wie aus einem bösen Traume. Jetzt ist alles wieder in guter Ordnung — in guter Ordnung. Manches ist auch schlimmer geworden jetzt: Altes ist gestürzt, die Welt hat sich verändert, eine Unruhe geht durch die Heimat, die Zeit hat ein Antlitz voll unerschöpflicher Erregung. Und doch ist alles zum Guten gewandt, sagen die Menschen.

Seht die Mutter, die ihren Sohn umarmt. Er ist heimgekehrt. Der Krieg, der große Mörder, hat ihn verschont.

Sie drückt ihn heftig an ihre Brust, obwohl er kein Kind mehr ist, sondern ein Mann. Sie hat ihn wieder, gelobt sei der gute Gott. Sie will alles in Kauf nehmen, sie hat ihren Jungen wieder.

Seht die Frauen, sie gehen beglückten Gesichtes an der Seite des wiedergewonnenen Gatten. Die Mädchen drängen sich enger am Arm des Geliebten. Und erst die Kinder, sie turnen auf Vaters Knie mit leuchtenden Backen.

Ja, so ist es. Wer spricht vom Ende? Ist nicht Friede gemacht, ein schmachvoller, schamvoller, mörderischer Friede zwar, aber doch Friede — Friede? Denkt nicht daran — wir sind der Welt wiedergegeben, wir leben, wir leben, o unfaßbares Glück, nach bösen Jahren, zwischen Grab und Granaten.

Wie rasch ist die Zeit gegangen, sagen die Menschen. Was sind zehn Jahre? Ein Augenblick, eine Spielerei, eine Ewigkeit.

Christof denkt an dies alles und ist ohne Vorwurf. Er kennt des Lebens unerschöpfliche Kraft und Süße. Er weiß sie, nur rinnt sie in bitteren Tropfen durch sein Blut und schlägt ihm die Freude. Ja, die Menschen zählen die Jahre und sagen: wie rasch ist die Zeit vergangen.

Christof aber sagt: wie langsam schleicht die Zeit. Ich kann nicht sagen, daß sie im Traum vergangen. Mir ist sie ewig Wirklichkeit; sie lebt in mir, sie kann nicht sterben. Was wißt ihr davon! Sie lebt in mir, so wie in euch der Friede; sie kann nicht sterben, es sei denn mit mir zusammen.

Viele Jahre ist Mutter tot — und doch ist es, als wäre sie gestern noch hier gewesen. Erinnerst Du Dich noch ihrer kleinen, lieben Briefe? Es waren Liebesbriefe, ja Liebesbriefe einer besonderen Art. Nur ein Jüngling vermag sie so zu lesen, wie sie gelesen sein wollen. Ist man erst Mann, so ist alle Heiterkeit des Herzens zu Ende.

Christof greift in die Tasche seines Mantels. Dort

findet er ein Stück Papier in einem verblichenen Feldpostumschlag. Es liegt seit vielen Jahren dort, es ist viele Male geöffnet worden, viele Male gelesen, und doch findet er es immer wieder neu, wie eine kostbare Entdeckung.

Das ist Mutters letzter Brief, ein kurzer merkwürdiger Brief. Er kennt ihn längst auswendig. Er lautet:

Mein liebster Junge!

Wir haben nun acht Tage nichts mehr von Dir gehört. Meine Sorge will kein Ende nehmen. Schreibe doch und wenn auch nur eine kleine Karte, damit wir wissen, wo Du bist und ob ihr eingesetzt seid. Jetzt schreiben wir schon wieder November. Nun bist Du bald drei Jahre fort. Ich muß so oft an Dich und Hans denken und ob es ihm auch gut geht. Seine Mutter war gestern bei mir. Sie ist ganz grau geworden in den letzten Monaten. Wir sprachen nur von Euch und sie sagte mir, der letzte Brief von Hans habe so merkwürdig geklungen und so ohne alle Zuversicht. Ihr seid doch zusammen; wenn Du kannst, so hilf ihm doch ein wenig, wenn es ihm nicht gut geht.

Nun muß ich Dir noch etwas sagen, aber Du darfst nicht über mich lachen. Heute Nacht bin ich mit einem schrecklichen Schmerz in der linken Schulter aufgewacht. Ich wollte Vater wecken, aber ich tat es dann doch nicht, denn Du weißt ja, er hat Sorgen genug und ich dachte mir, es sei besser, ihn schlafen zu lassen, obwohl der Schmerz nicht nachließ. Es war kein Traum dabei, mein lieber Junge, denn es hielt auch noch an, als ich längst erwacht war und es wurde sogar noch heftiger. Auch jetzt noch, während ich dies schreibe, spüre ich es noch. Es macht mir das alles ein wenig Sorge, denn jetzt darf ich nicht krank werden. Aber noch größere Sorge habe ich um Dich. Ich wünschte mir, daß Du noch ein Kind seist. Damals nahm ich Dich oft aus Deiner kleinen Wiege an meine Brust. Es ist mir das alles mit einem Male wieder so gegenwärtig und ich habe doch die langen Jahre, als Du schon ein Junge warst und zur Schule gingst, nicht

mehr daran gedacht. Woher mag das kommen? Vielleicht brauchst Du mich bald, ich bin so in Angst um Dich. So war es, als ich Dich geboren habe. Vielleicht muß ich Dir ein zweites Mal das Leben schenken. Daran mußte ich immer denken, als der Schmerz nicht nachließ und ich schlief die ganze Nacht nicht mehr. Du würdest mich schelten, wenn Du wüßtest, wie sehr ich geweint habe.

Schreibe uns, Junge, wo Du bist, wie es Dir ergeht. Ich habe keine Ruhe mehr. Es war noch gar nie so schlimm mit mir und es will nicht aufhören. Wenn Du wieder heimkommst — und es wird ja wohl bald zu Ende sein, so wird es auch mit Vater wieder besser werden. Er vermißt Dich gerade jetzt so sehr, wenn er auch nie davon zu mir spricht.

Die Wäsche habe ich gestern noch gebügelt. Es liegen auch ganz neue Socken dabei. Die Taschentücher sind von Vater. Hoffentlich kommt alles gut an.

Schreibe uns gleich, lieber, liebster Junge. Bleibe gesund. Gott segne Dich. Schreibe gleich, gelt!

Deine Mutter.

Diesen Brief liest Christof manchen Tag, wenn die Welt wie ein Nebel vor ihm zurückweicht und die Einsamkeit wie ein gewaltiges Wasser um ihn aufsteigt. Er liest ihn, ohne daß eine Bewegung an ihm zu sehen ist. Sein schmaler Mund zeigt keine Veränderung. Er drückt ihn auch nicht an die Lippen, wie man es so gerne liest. Er hat noch die natürliche Scham des Mannes vor solchen Gesten. Er läßt den Blick langsam über die Zeilen gehen, um das einfache, schlichteste Wort am Ende des Briefes, dieses kleine Wort „Mutter", mit der ganzen Kraft, die ihm innewohnt, zu umfangen. Das ist alles, was er tut.

Denn jetzt, wie er ans Fenster tritt, begibt sich etwas sehr merkwürdiges. Die Straße, die Häuser, die Dächer, eben noch greifbar nah und Bestand dieser Wirklichkeit, weichen vor ihm zurück und entschwinden ferner und ferner.

An ihrer Stelle dehnt sich ein weites, graues Feld. Es ist keine Landschaft, wie man sie auf alten Bildern zu sehen bekommt, obwohl es die gleiche Gegend, die flandrische Ebene, ist.

Es fehlen die großen, zweirädrigen Bauernkarren, bespannt mit scheckigen Kühen, gelassenen Schrittes. Es fehlen die frohen Burschen, mit verbrannten Gesichtern unter den großen Hüten, die Sensen schwingend auf reifen Feldern. Es fehlen die hellen Fenster der strohgedeckten Häuser, in denen die Sonne schäckert, die hohen Bäume mit dem wehenden Grün der vollen Kronen zu beiden Seiten der Straße. Es fehlen die roten, munteren Kirchtürme über den Giebeln der verborgenen Dörfer. Es fehlen die jungen, blonden Mägde, mit irdenen Krügen voll klaren Wassers auf den kräftigen Schultern. Es fehlen die leuchtenden Blüten der Cichorie auf den weiten Fluren und der fröhliche Wind, der die Dolden des Mohnes küßt. Es fehlt — es fehlt — nichts von alledem ist da.

Ein Baum steht irgendwo im Felde, in der grauen Ferne. Er ist in der Mitte vom Blitze getroffen, oder von einer anderen finsteren Macht, die ihn zersplittert. Ein Haus, von dem nur noch rauchgeschwärzte Mauern stehen, aus deren Innern das verkohlte Gebälk eines eingebrochenen Giebels wie ein Gerippe starrt, liegt jenseits der Straße, die keine Straße mehr ist. Es muß gebrannt haben, da drüben. Und die Straße ist wie ein Fluß, der über die Ufer getreten, formlos, zerstampft, zermalmt. Der Regen muß sie zerstört haben oder die Gewalt unsichtbarer Kobolde hat sie zerrissen.

Und die Menschen? Man sieht keine Menschen und doch leben ihrer viele in dieser Sintflut.

Aber sie gehen nicht aufrecht auf den Rainen und kein Lied schwirrt aus ihrem Munde. Sie stehen nicht am Wegkreuz in gutem Gespräch und geben sich die Hände und lüften die Hüte und wandern ihren Dörfern zu, auf die der Abend gesegneten Tagewerks fällt. Sie liegen nicht mit-

tags im Gras, im Schatten der Strohmieten, den Krug guten Bieres neben sich, das weiße Weizenbrot verzehrend oder auf einer Harmonika die ewigen Weisen der Schnitter spielend. Sie sind alle fort. Ein anderes Geschlecht ist gekommen, eingewandert in dieser gewaltigen Völkerwanderung. Ein merkwürdiges Geschlecht, wie es die Welt noch nie gesehen, in grauen, lehmgetränkten Uniformen, den schweren Stahlhelm über der Stirne.

Es sind bärtige Gesichter dabei, und junge staunende Augen und schwere Bauernschädel über breiten Schultern. Sie haben Hände wie Schmiede und das Messer sitzt ihnen locker im Stiefelschaft. Sie sind vielleicht aus einem Bergland, wo es Zunftbrauch ist hinter dem Wald zu schleichen, wenn der Schnee schmilzt und die Almwasser rauschend den Knall des Schusses verschlucken. Und mitten unter ihnen sind junge, bartlose Gesichter. Sie nähmen gerne den Stahlhelm ab, damit der Wind über die Köpfe geht, die solcher Last noch ungewohnt. Es sind willige Kameraden, gerne zu jedem Dienst bereit, den kleinen Spott der Alten mit Heiterkeit erwidernd. Sie haben den Namen: Freiwillige.

Sie sind ohne die Erfahrung der andren Männer, die in ihrer Gemeinschaft leben. Sie sind noch ungebärdige Fohlen, blutjung, wie die eigenen Kinder zu Hause. Sie haben noch nie einen Menschen sterben sehen. Aber sie begreifen ihren Dienst heiter und willig und schlagen sich nicht anders, als die Alten. Bald macht der Spott guter Kameradschaft Platz. Nie haben sie einen Alten im Stiche gelassen.

Auf endlosen Straßen marschierten sie wie menschliche Lasttiere mit verbissener Kraft. Sie wurden nicht müde, sie waren immer froh und guten Mutes und sangen nicht selten mitten in dieser Hölle, wie lose Zugvögel im Morgen.

Bald gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Alten und Jungen. Die Jahre sind ausgelöscht. Jetzt sind sie

ein großes Gesinde im Dienste eines noch größeren Herren ohne Namen. Sie erwachen zusammen, sie leben zusammen, sie essen zusammen, sie schlafen zusammen, sie teilen miteinander, sie sterben zusammen. Sie sind Soldaten — o, dunkles, geheimnisvolles, blutwarmes Wort.

Eine Nacht steigt vor Christof auf — eine dunkle, regenschwere Novembernacht in Flandern. Seit Tagen brüllt die Schlacht. Sie kommt nicht vom Fleck. Sie türmt sich wie ein Ungeheuer seit vier Tagen zwischen den eigenen und fremden Stellungen, die das Trommelfeuer der berstenden Geschosse stöhnend zerreißt und verschüttet. Aber sie kommt nicht vorwärts. Sie steht unheildrohend wie eine schwere Gewitterwolke mit verzerrtem Gesicht über einem brennenden Landstreifen von nur wenigen Kilometern in der Länge, wie in der Tiefe. Tag und Nacht jagt der schwere Regen über den Lehm der Felder und wäscht wohltätig das Blut aus vielen zerfetzten Uniformen, sammelt es in kleinen, blassen Rinnsalen und großen trüben Lachen.

Am vierten Tage abends steigt eine Helle herauf, dort wo die Sonne über dem fernen Meere hinabtaucht. Ein leichter Wind hat sich aufgemacht, er schreitet heiteren Gesichtes über das aufgerissene, aus zahllosen Wunden blutende Feld, über die zerwühlten Gräben drüben und herüben, in denen die müde Truppe sich sammelt. Er bringt eine tiefe Erschöpfung mit. Die Geschütze schweigen, das Gewehrfeuer läßt nach. Jetzt liegen sie wieder in den Gräben, an der gleichen Stelle, aus der sie vor vier Tagen losgebrochen. Sie schanzen die Nacht lang, richten eingestürzte Wehre hoch und rollen im Schutz der Dunkelheit den Draht der Verhaue. Lehm hängt sich schwer an ihre Füße. Sie und die Erde sind eins geworden. Wohl leben sie noch und spüren es mit schauerndem Erstaunen. Sie sind trotzdem eins geworden mit der Erde, nicht anders als die Vielen, die der Tod dieser mörderischen Tage gerafft.

Die Schlacht ist aus. Sie sind keinen Schritt vorwärts und keinen zurück gekommen.

Sie werden abgelöst. Ein Zug von Auswanderern, die mehr als das Leben verloren, geht durch die Sappen nach rückwärts. Sie sehen nicht um, sie spüren nichts mehr von der verhaltenen Nervosität der Gräben vorne. Sie gehen eintönigen Schrittes, die Köpfe zu Boden gesenkt wie Lasttiere und erwidern kaum den Gruß, der ihnen von den ablösenden Mannschaften zugerufen wird. Ferne sehen sie Leuchtkugeln wie Kometen aus der Erde steigen. Ein Stern hält inne auf seinem Lauf, horcht in die Nacht und sinkt langsam zur Erde um zu verlöschen.

Ruhe — Ruhe — Ruhe. Sie denken nichts anderes mehr, nicht an die Heimat, nicht an den Tod. Sie sprechen nicht, sie haben nur eine Sehnsucht — zu schlafen, sobald das Stroh sich vor ihnen breitet.

Christof geht wie ein Traumwandler unter ihnen. Er ist nicht müde. Er ist voller Unruhe, einer gefährlichen Unruhe, die das Herz zusammenzieht, die Augen rötet und die Schläfen schmerzen macht. Es fehlt einer. Er hat ihn zum letztenmal gestern abend gesehen. Es ist Hans, der fehlt. Es war beim achten Sturm auf die Gräben des Gegners, inmitten eines brüllenden, blindwütigen Gegenangriffes. Er sah ihn links vor sich, einige Mann weit entfernt, sah ihn das Gewehr hochwerfen, stolpern, fallen und wieder aufspringen. Es war ihm, als hätte er ihn rufen hören. Aber er mußte sich getäuscht haben. Das Trommeln der Schlacht hätte es verschlungen.

Wo ist Hans jetzt? Niemand kann ihm Antwort sagen. Er erkundigt sich sogleich nach der Ankunft auf der Schreibstube, nichts. Er ist nicht bei den Lebenden und nicht bei den Toten und nicht bei denen, die das Lazarett aufgenommen. Er ist fort, verschwunden — vermißt, wie es heißt.

Er ist nicht hier, er ist nicht dort. Du magst ihn rufen, wie Du willst. — Er liegt noch vorne. Hans liegt

noch vorne. Dieser Gedanke läßt Christof nicht mehr los.

Er meldet sich bei seinem Vorgesetzten und erhält dienstfrei unter irgend einem Vorwand und die Erlaubnis, nochmal nach vorne in Stellung zu gehen. Sie staunen ihn groß an. Niemand kennt sein Vorhaben. Sie schauen ihm nach, wie er aus dem Dorfe wandert.

Eine Patrouille wurde ihm nicht genehmigt. Aber er erhält die Erlaubnis allein zu gehen.

Die Nacht ist kalt und klar. Ein leichter Nebel, kaum mannshoch, zieht wie Rauch über dem Boden. Er kriecht aus dem Graben. Er versteht sich darauf, es ist ihm in drei Jahren zur Gewohnheit geworden. Er bewegt sich in diesem Stück Land zwischen den eigenen und den fremden Gräben, als wäre es seine Heimat. Nichts begegnet ihm. Verlorene Waffen trifft er, Reste von Handgranaten, Uniformstücke. Eine Leuchtkugel fällt vor ihm zur Erde und verlöscht kraftlos. Kein Toter — sie haben sie wohl alle geholt. Jetzt ist er schon nahe am fremden Graben. Er erkennt eine Mulde über die sie vorgestern gestürmt. Da stößt er an einen Stahlhelm. Er nimmt ihn auf. Wieder steigt eine Leuchtkugel hoch. Und im ungewissen Schein des feinen Nebels, der zwischen den Gräben zieht, erkennt er: es ist der Stahlhelm von Hans. Er sieht die Anfangsbuchstaben des Namens in das Leder geschnitten und einen Streifen schwarzen geronnenen Blutes, das in der Tiefe des Helms schon verkrustet und verharscht ist.

Er liegt mit dem Gesicht auf der feuchten Erde. Wieder ist es dunkel um ihn. Und wie er horcht, ist es ihm, als schlüge sein Herz unter den umgepflügten Schollen dem seinen entgegen. Er hört das Blut rauschen, das dieses Stück Land getrunken. Es donnert wie ein ungeheures Meer, das den Gesang dieses apokalyptischen Opfers in unendlichen Rhythmen wiederholt, aus dessen Melodie dieses scheinbar sinnlose Leben am Rande der Vernichtung seinen letzten unsterblichen Sinn ewig erneut empfängt.

Er hält den Stahlhelm des Freundes in der Hand und eine schöne Gewißheit steigt in ihm auf. Hans ist gefallen. Er weiß es und es erfüllt ihn mit großer Ruhe, dies zu wissen. Man hat ihn geholt. Sie werden ihm ein Grab bereiten, wie es jedem Soldaten zukommt. Sie werden ihn zu vielen anderen legen, Freunden und Feinden vielleicht. Er wird nicht allein sein. Der Zufall könnte es wollen, daß seine Hand in die eines anderen Toten gleitet und so können sie schlafen bis zum jüngsten Tag.

Dies denkt Christof und diese Gewißheit erfüllt ihn so stark, daß er alle Vorsicht vergißt und aufspringt, den Helm des gefallenen Freundes in der linken Hand, der eigenen Stellung zueilend. Eine Leuchtkugel zischt flach über ihn hin und ehe er sie gewahr wird, spürt er einen Schlag in der linken Schulter und stürzt. Der Helm gleitet aus der Hand und stürzt in ein Granatloch. Er wird wohl dort liegen müssen, denkt Christof. Es hat keinen Sinn, daß er dort bleiben muß zwischen den Gräben. Er springt nochmals auf. Sein linker Arm gehorcht nicht mehr. Er hört das hämmernde Feuer eines Maschinengewehrs. Aber es erreicht ihn nicht mehr. Er ist schon im Graben. Im letzten Sprung ist er zusammengefallen.

Viele Wochen liegt Christof in einem Lazarett. Fieber schüttelt ihn vom Morgen bis zum Abend und raubt ihm die Nächte. Es ist nicht mehr viel Hoffnung um ihn. Das Leben will fort aus ihm, aber ein anderes noch tieferes, unbekanntes und doch vertrautes Leben wirft sich ihm entgegen. Ein Kampf hat begonnen, wahrhaftig um Leben und Tod.

Eines Morgens erwacht Christof und erkennt zum erstenmale seine Umgebung. Er spürt die frauliche Sorgfalt einer Schwester in seiner Nähe. Er fühlt die Luft wie Harz in seine dürstenden Lungen strömen. Durch ein weit offenes Fenster grüßt ihn die Weite eines leuchtenden Horizontes zärtlich mit den Farben eines unaussprechlich offenen Himmels von klarstem Blau.

So war es, als ich geboren wurde, denkt Christof und sucht die Hand der Schwester. Aber er wundert sich, daß es nicht geht. Und er begreift, daß sein linker Arm ihm nicht mehr gehorchen will.

Wenige Tage später tritt die Schwester zu ihm und gibt ihm zwei Briefe. Einer ist von Mutter, einer von Vater. Christof liest. „. . . muß so oft an Dich und Hans denken, . . . wenn Du kannst, so hilf ihm doch ein wenig . . . heute bin ich mit einem schrecklichen Schmerz in der Schulter aufgewacht, . . . vielleicht brauchst du mich bald, . . . vielleicht muß ich dir ein zweitesmal das Leben schenken."

Der Brief von Vater enthielt die Mitteilung, daß Mutter nach einem langen Kampfe, an einem Blutsturz aus der linken Lunge für den die Aerzte ohne Erklärung gewesen sind, gestorben sei.

Christof richtet sich auf und will rufen. Das Herz klopft ihm bis zum Halse und alle Worte fallen in Nichts zusammen.

„Sie müssen liegen bleiben, Sie dürfen sich noch nicht rühren," sagt die Schwester und legt ihn in die Kissen zurück.

Und Christof, aufgelöst vor dem Wunder unbegreiflichen Geschehens, wirft seinen freien Arm um ihren Hals und küßt sie, die Verwirrte, mit dem bestürzten Jubelrufe allen Lebens: Mutter.

Dann fällt er von selbst in die Nacht eines gnädigen Schlafes.

Die Jahre sind vergangen. Viele Male hat Christof am Rande des Lebens gestanden, viele Male ward es ihm neu geschenkt. Er öffnet das Fenster weit. Es hat aufgehört zu regnen. Er wird fort gehen und durch die Straßen wandern, wie schon so oft, um der Zeit in das erregte Gesicht zu sehen und den Abstand zu fühlen, der ihn von diesen Menschen trennt. Er will in den Mantel schlüpfen. Es geht nur mit Mühe.

Da ist sein Arm, steif, zerschossen. Er hat seine eigenen Gesetze. Er gehört wohl zu ihm, aber er gehorcht ihm nicht mehr. Er ist wie ein Mensch in der Gesellschaft. Irgend etwas hat ihn getroffen, eine Kugel, ein Splitter, so klein wie ein Fingerhut, ein Ereignis, ein kurzer Schmerz, aber groß genug, um seine inneren Gesetze umzuwerfen. Das gleiche Blut kreist noch in ihm, aber er gehorcht nicht mehr. Wie ein Mensch ist er, der unter Menschen geht, fremd, anders, geleitet von anderen, geheimnisvollen Gesetzen.

HANS TROEBST.

DIE MEDAILLE.

Das war damals, als die Russen in Galizien die Oesterreicher jagten und von allen Teilen der unendlich langen Ostfront die deutschen Brigaden, Regimenter, Bataillone und Kompagnien herbeieilten, um das Loch zu stopfen, das Brussilow in die Mauer der Verbündeten gerissen hatte. Die ersten deutschen Zementsäcke, die man in die Lücken des durchbrochenen Deiches hineinwarf, wurden von der heranbrandenden russischen Sturmflut schäumend fortgespült und im bunten Durcheinander fochten Deutsche und österreichische Truppen gegen eine hundertfache Uebermacht, bis es ihnen endlich gelang, wieder festen Grund unter den Füßen zu bekommen, einen Wall zu ziehen, an dem sich die letzten Spritzer der kraftlos gewordenen russischen Sintflut brachen.

In dem Wirrwarr dieses Rückzuges war auch ein österreichischer Leutnant, Benetti mit Namen, mit ein paar seiner Soldaten zu meiner Kompagnie verschlagen worden und wir nahmen ihn bereitwilligst als hoch erwünschten Kampfzuschuß bei uns auf. Er war das, was man einen „netten Kerl" nennt: halber Italiener, weich, elegant, biegsam, immer höflich und liebenswürdig, er sah „glänzend"

aus und war selbst in den tollsten „Lebenslagen“ immer frisch rasiert, patent angezogen und besaß eine Parfümflasche, die sich scheinbar nimmer und nimmer entleeren wollte. Dabei kümmerte er sich um seine Leute, war immer guter Laune, konnte die fabelhaftesten Geschichten erzählen und betrachtete den ganzen Krieg als einen besseren Bierulk, weil er überzeugt war, daß die Sache zum Schluß doch schief gehen würde. Auch besaß er eine liebenswürdige Frechheit, so daß man ihm niemals grob werden konnte und da sein Aufenthalt bei der Kompagnie wahrscheinlich nur vorübergehender Natur war, wurde er von uns reichsdeutschen Offizieren und Soldaten wie ein lieber Besuch behandelt. Ich hatte den Mann eigentlich recht gern und der Zufall wollte es, daß wir beide eines Tages, als die Russen ihre Verfolgung scheinbar unterbrochen oder eingestellt hatten, in dem kleinen Städtchen X., wo der Truppe ein Ruhetag zugesagt war, das gleiche Quartier bezogen, obwohl ursprünglich jeder seine eigenen Wege hatte gehen wollen. Denn jedes Quartier pflegt irgendeine Ueberraschung zu bieten, die durch die Anwesenheit eines Dritten zumeist mitten durch und abgeschnitten wird.

Die Kompagnie war gerade weggetreten und in die Schule eingerückt. Ganz in der Nähe lag in einem Garten versteckt eine Villa, auf die ich eben in Erwartung einer gebratenen oder noch zu bratenden Gans meine Schritte lenken wollte, als der Oesterreicher Benetti sich mir anschloß. Vor der Gartentür versuchte ich ihn zwar fort zu komplimentieren, weil ich an einem der Parterrefenster für einen Augenblick eine weibliche Gestalt hatte auftauchen sehen, aber wahrscheinlich hatte auch Benetti sie bemerkt, denn er war durch kein Zaunpfahlwinken dazu zu bewegen, sich eine andere Bleibe zu suchen. Ich war recht wütend, aber was wollte man machen: „Eines Mädchens schönes Angesicht muß allgemein sein wie Sonnenlicht“ sagt irgend ein Krieger in „Wallensteins Lager“ und Benetti drückte das Gleiche, aber weniger poetisch aus.

Also klingelten wir, traten ein und standen schon wenige Augenblicke später einem Mädel gegenüber . . . einem Mädel! . . . die Sprache blieb uns weg! Groß, schlank, und braun, blauschwarzes Haar, in dem wie ein Granatapfel eine blutrote Rose blühte, ein Frauentyp, der jene aufreizende polnisch-jüdische Blutmischung verkörperte, die auch einen sattgefressenen, ausgeruhten Philister hätte toll machen können.

„Dieser Schuft, dieser Benetti!" das war mein erster Gedanke. Am liebsten hätte ich ihn sofort am Kragen gepackt, ihn die kleine Treppe wieder hinuntergeworfen und ihn mit einem Urias-Brief zu den Vorposten geschickt. Der Kerl war mir auf einmal widerlich bis dorthinaus.

Außerdem war ich der Dienstältere und an dieser ganzen Brussilow-Schweinerei waren nur diese Kiß-die-Hand-Brüder Schuld. Sollte einer dieser Vertreter etwa auch hier wieder die Ehre und wir die Arbeit, alias das Nachsehen haben?

Ljuba — den Vornamen hatte Benetti natürlich im Handumdrehen herausbekommen — begrüßte uns und geleitete uns in den Salon, wo sie Mühe hatte, sich unserer Aufmerksamkeiten zu erwehren.

Ljuba war allein zu Haus, die Eltern waren beide irgendwohin verreist, Haus und Hausbewacherin waren vom Kriege überrascht, dessen Nahen brennende Dörfer und Städte kündeten. Wer konnte wissen, was schon morgen um diese Zeit, mit uns dreien und dem Haus, dem Zimmer, in dem wir standen, geschehen würde? Ein seltsamer Taumel war urplötzlich über uns drei gekommen: so etwa muß es sein, wenn auf einem dem Untergang geweihten Ozeandampfer sich die Männer sinnlos in die Arme der ersten besten Frau und umgekehrt stürzen. Sterben müssen diese Menschen, aber sie wollen trotzdem vorher noch Leben schaffen, obwohl sie wissen, daß auch dieses neue Leben in der Tiefe des unendlichen Meeres versinken muß.

Im Salon war es unerträglich heiß. Wir redeten und sprachen, ohne zu begreifen oder zu verstehen, was wir sprachen. Ich hatte meinen Kragen geöffnet und Ljuba sah uns beide abwechselnd mit einem unbeschreiblich abwägenden Blick an . . . am liebsten hätte sie sich wohl in die Ecke des breiten, kissenbedeckten Divans gekuschelt, um mit erwartungsvoll zitternder Wollust einen Ringkampf zu genießen, dessen gern gewährter Preis sie selber war . . .

Plötzlich lachte sie girrend auf und zog die unsichtbare gläserne Wand der Korrektheit um sich: „Also, meine Herren, Ihre Zimmer . . . bitte hier!" — Ich bekam ein schönes Schlafzimmer und folgte dann Ljuba und Benetti auf dem Fuße . . . Benettis Zimmer lag gerade nebenan. In diesem Augenblick erschienen die Burschen mit dem Gepäck und wir drei gingen wieder ins Eßzimmer, keiner ließ den anderen aus dem Auge und je mehr es in uns kochte, desto mehr befleißigten wir uns äußerlich der kühlsten und korrektesten Gleichgültigkeit . . . In einer halben Stunde sollte gegessen werden. Also standen Benetti und ich gleichzeitig auf, gleichzeitig verabschiedeten wir uns, um uns etwas zurecht zu machen . . . keiner ließ den anderen aus dem Auge! Dennoch standen die Chancen gleich. Wir waren wie zwei Rennpferde, kurz nach dem Start . . .

Gleichzeitig traten wir wieder aus unserem Schlafzimmer heraus und betraten gleichzeitig das Eßzimmer. Ljuba sah hinreißend schön aus und zwischen mir und Benetti entspann sich jetzt ein verzweifelter Kampf. Aber schon bald mußte ich erkennen, daß Ljuba ihre Wahl bereits getroffen hatte: Benetti holte von Sekunde zu Sekunde mehr auf und lag bald als unbestrittener erster Sieger an der Spitze. Ingrimmig, Haß- und Rachepläne schmiedend, schlang ich das Essen hinunter. Der Halunke sah allerdings glänzend aus! Er hatte sich eine halb bunte Extrauniform angezogen — rätselhaft, wie er sie auf dem Rückzug überhaupt hatte retten, geschweige denn ins Feld mitnehmen können — er war frisiert, rasiert und gepudert, klapperte

als Infantrist mit silbernen Sporen an schmalen Lackstiefeln, trug ein Hemd mit steifen Manschetten und ebensolchem Kragen und entfaltete eine hinreißende Beredsamkeit und gesellschaftliche Talente, um die ihn jeder Operettenoffizier aus dem „Walzertraum“ hätte beneiden können . . . Zu allem Ueberfluß hatte er sich auch noch einen Orden angelegt: eine runde silberne Medaille, etwas größer wie ein Fünfmarkstück, die er dort aufgehängt hatte, wo beim Menschen im Allgemeinen das Schlüsselbein zu sitzen pflegt.

Ich gab das Rennen bald endgültig auf, und beschloß dafür das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Denn das Glück ist kugelrund und schließlich — Weiber gab es genug in diesem dreckigen Galizien. Lächerlich . . .

Als das Dienstmädchen dann den Kaffee brachte, zog ich das Grammophon auf und Ljubo und Benetti begannen zu tanzen. Sie tanzten hinreißend schön, ohne Aufhören und ohne Unterlaß, und unermüdlich legte ich Platte auf Platte auf. Gerade wollte ich den Apparat wieder einmal neu aufziehen, da ließ mich ein leises knackendes Geräusch herumfahren . . . nanu? Das Zimmer war leer! Die Tür geschlossen!

Einen Augenblick blieb ich wie angedonnert vor dem Apparat stehen, der gerade die blödsinnige Frage: „Bist du's, lachendes Glück, das jetzt vorüberschwebt“ hinauskreischte . . . Aber rasch hatte ich mich gefaßt: . . . unwillkürlich lachte ich laut auf . . . dann murmelte ich in einer seltsamen Mischung von Ingrimm und Sarkasmus, mit einem Blick auf Benettis Tür: „Viel Vergnügen“, und legte das Grammophon still. Mit einem mißtönenden Schrei erstarb das „vorüberziehende Glück“, ich kippte einen doppelstöckigen Kognak herunter, wischte mir den Mund, setzte die Mütze auf und ging zu meiner Kompagnie . . . Dort wußte man wenigstens, wo man hingehörte . . .

Benetti habe ich an diesem Tage nicht mehr zu sehen bekommen. Kurz nach Mitternacht wurden wir alarmiert,

es sollte zu einem Gegenstoß angetreten werden, an dem sich im Laufe der Nacht eingetroffene Verstärkungen beteiligen wollten. Das Antreten ging rasch vonstatten, es herrschte Stockdunkelheit und im Eiltempo kroch der langsam aus allen Seitengassen anschwellende Heerwurm über das klapprige Pflaster zur Stadt hinaus, allgemeine Richtung Sonnenaufgang. —

Das fahle Morgenrot kam früh und kalt, der Erste, den ich in der Masse erkennen konnte, war Benetti. Er sah reichlich blaß und mitgenommen aus und ich hatte schon gedacht, er würde es als „Zugeteilter", den keiner kontrollierte, für zweckmäßiger erachtet haben, die Stadt, und mit ihr jenes Haus zu bewachen, an das ich jetzt nur noch mit einem Gefühl des Galgenhumors zurückdachte.

„Na, Mister Benetti", begrüßte ich ihn, „Sie auch hier? Angenehm geruht? Heute scheint es weniger gemütlich zu werden, als gestern. Wie geht es denn der Ljuba? War wohl sehr traurig, als Sie fortgemußt, was? Im übrigen haben Sie einen Mordsdusel gehabt, heute hoffentlich nicht minder, die Rußkis sollen allerlei vorhaben!"

Benetti antwortete nicht, er war scheinbar noch nicht kriegsverwendungsfähig und hatte sich nicht einmal gewaschen. Er hatte sogar Bartstoppeln, was sonst nie der Fall gewesen. Außerdem trug er noch seinen Extra-Rock mit der großen silbernen Medaille dran.

Sie glitzerte in der Marschkolonne in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne und im Handumdrehen war meine gute Laune wieder weg. Denn im Geist sah ich uns drei wieder „schöngeputzt" bei Tische sitzen und ich hatte gestern genau gemerkt, daß diese Medaille eine jener Leimruten gewesen war, die Benetti ausgelegt hatte, und auf die Ljuba prompt gekrochen war.

Ich stieg vom Pferde ab und schloß mich Benetti am Ende der Kompagnie an.

„Sagen Sie mal, Verehrtester, wollen Sie nicht lieber diese Erkennungsmarke da wenigstens heute abmachen?

Bei uns ist das nicht üblich und die Mannschaften lachen nur darüber. Sie sind doch schließlich kein Spartaner, der „geschmückt“ in die Schlacht zieht.“

Im Stillen dachte ich aber: „Soll er sie ruhig hängen lassen! Das Ding sieht aus, wie ein Scheibenspiegel und wenn ihm ein Russe eine draufknallt, . . . tant mieux! . . . soll er verrecken! Auf einen mehr oder weniger kommt es in diesem Kriege nun auch nicht mehr an. Und seinen Spaß hat der gute Benetti ja gehabt . . .!“

Benetti antwortete nichts, sondern faßte die Medaille mit zwei Fingern an und betrachtete sie nachdenklich und unschlüssig. „Wissen Sie“, sagte er plötzlich, „beinahe hätte ich sie gestern der Ljuba geschenkt. So zum Andenken. Man kann sich ja überall eine neue kaufen. In der Eile des Aufbruchs habe ich es dann vergessen . . . mag sie also hängen bleiben. Aber wenn es I h n e n Spaß macht, stecke ich sie auch weg!“

Damit hakte er die Medaille vom Schlüsselbeinknochen ab und steckte sie in seine linke, äußere, aufgenähte Brusttasche, knöpfte den Latz wieder zu und schlug sich siegesbewußt auf die Brust.

„Fatzke!“ — ich weiß nicht, ob ich es laut gesagt oder nur laut gedacht hatte . . . ich winkte meinen Pferdehalter heran, kletterte auf den Gaul und ritt wieder an die Spitze der Kompagnie. Ich war wütend und wünschte dem Benetti und seinem silbernen „Sesam-tu-Dich-auf“ die Pest an den Hals.

Bald darauf knallte es bei der Spitze, das Regiment entfaltete sich und kurze Zeit darauf war das Angriffsgefecht im Gange. Es ging flott vorwärts und der Russe, der scheinbar ohne genügende Reserven, allzu rasch vorgeprescht war, leistete kaum Widerstand. Es war so das richtige, schöne, frische, fröhliche Sommergefecht, eine Felddienstübung mit scharfen Patronen und geringen Verlusten.

An irgend einem Wege sammelte sich später die Kom-

pagnie wieder, ein paar Leute waren gefallen, und einige verwundet. Unter denen, die fehlten, war Benetti. Wo er geblieben war, wußte niemand, angeblich sollte er gleich im Verlauf der ersten Sprünge gefallen sein.

Hm! So! So! Also tot! Besonders ergriffen war ich von der Nachricht nicht. Im Gegenteil. Außerdem . . . ich kannte ihn ja kaum! Leid tat er mir jedenfalls nicht und schließlich mußten wir alle mal sterben. Der eine früher und der andere später. Zudem . . . wenn man es richtig betrachtete, hatte Benetti sein Leben mit einem Knalleffekt abgeschlossen. Was konnte er sich denn mehr wünschen? Das schönste Mädchen der Welt hatte er gehabt und auf dem Höhepunkte seines Lebens hatte ihn das Schicksal ausgepustet, wie eine Lampe. Vielleicht sogar mit einem wüsten Kopfschuß oder einem schmerzlosen Herzschuß, kurz. Sogar eine gewisse Romantik konnte man diesem Tod nicht absprechen: beinahe hätte ich gewünscht, die Russen hätten wieder angegriffen und uns wieder zurückgetrieben. Dann konnte ich Ljuba den Tod ihres Freundes melden: „Ihr Mann ist tot und läßt Sie grüßen . . ." ganz wie im Faust. Was sie dann wohl sagen würde . . .? Zu dumm, man müßte die Leiche finden; dann könnte ich der Dame die silberne Medaille bringen. So , . . zum Andenken. Dabei müßte man dann ein tragisches Gesicht machen. Viel Zweck hatte es wohl nicht, denn um diese Zeit lagen sicherlich bereits die Trains und Kolonnen in X. und Ljuba hatte sich schon längst getröstet. Ein blödes Leben, dieses Leben . . .

Wer weiß, wie lange ich über den Fall Benetti noch nachgedacht hätte, wenn ich nicht zum Kommandeur bestellt worden wäre, der mich beauftragte, die Küchen und Patronenwagen heranzuholen, die sich irgendwo im Hintergelände herumtrieben. Ich saß also auf und ritt im scharfen Tempo zurück. Ueber das Gefechtsfeld, über das wir gekommen.

An einer einsamen Kneipe am Wege, an einer Art

Schenke, wehte die Rote-Kreuz-Flagge. Truppenverbandplatz. Gerade wollte ich vorbeireiten, als ich einen österreichischen Soldaten sah. Unwillkürlich parierte ich den Gaul. „Mein Gott, war das nicht . . .?? Natürlich! Er war es . . . der Bursche von Benetti!

„He! Sie! . . . Kommen Sie mal her!". Der Gerufene kam und salutierte.

„Nun, was ist los? Ihr Leutnant ist tot?"

„Tot? . . . Ah . . . na! Er liegt drinne" . . . und damit zeigte der Bursche auf das stallartige Gebäude.

„Da . . . halten Sie mal den Gaul" . . . ich sprang ab und eilte hinein. Drinnen lag Benetti auf der Bahre, mit vielen andern zusammen. Ich ging auf ihn zu: „Na, alter Freund, Sie machen ja schöne Geschichten, ich denke Sie sind längst tot?"

Benetti lächelte schmerzlich, er war totenblaß und sehr schwach. „Viel hätte allerdings nicht gefehlt", stöhnte er, „daß ich noch lebe, verdanke ich ausschließlich Ihnen allein. Sie haben mir das Leben gerettet!"

„Ich??? Ich hätte Ihnen, ausgerechnet Ihnen das Leben gerettet? Mensch, das glauben Sie wohl selber nicht!"

Statt einer Antwort fuhr Benetti mühsam mit der Hand unter den zusammengerollten Mantel, der ihm als Kopfkissen diente und holte ein verbogenes Etwas hervor: die silberne Tapferkeitsmedaille! Schweigend betrachtete ich mir das Ding: eine Gewehrkugel hatte sie genau in der Mitte durchbohrt, sie aber nicht senkrecht durchschlagen, sondern nur aufgebeult und eingerissen und war dann durch diesen Riß im rechten Winkel wieder nach „unten" abgelenkt worden. Dann war die Kugel am Oberkörper entlang gefahren und hatte den beim Laufen angewinkelten Oberschenkel durchschlagen. Die Medaille sah jetzt aus, wie eine runde Käsescheibe, die man von schräg oben nach schräg unten mit einem heißgemachten Bleistift durchstoßen hat.

Schweigend und nachdenklich betrachtete ich mir dies Wunder der Ballistik.

„Sehen Sie", sagte Benetti, „solche ‚Duselschüsse' kommen ja öfter vor, aber das Merkwürdige ist doch folgendes: Hätte ich die Medaille wie üblich oben, in Höhe des Schlüsselbeinknochens hängen gelassen, dann wäre mir die Kugel mitten durchs Herz gefahren und kein Hahn krähte jetzt mehr nach mir. Sie haben mir geraten, das Ding in die Tasche zu stecken, so wurde die Medaille zum Kugelfang und Sie haben mir sozusagen, ohne es zu wollen, das Leben gerettet."

„Hm" . . . mein lieber Benetti, „sozusagen" . . . ist gut! Auf alle Fälle scheinen Sie mir mal wieder mehr Glück als Verstand gehabt zu haben. Es gibt solche Leute . . ."

„Gewiß! Vor allem, wenn man bedenkt, daß ich nach X. ins Feldlazarett komme und dort wahrscheinlich eine Zeitlang bleibe. Selbstverständlich werde ich mich in Privatbehandlung geben lassen."

Mir war es, als sähe mich Benetti bei diesen Worten halb triumphierend, halb schadenfroh an . . .

Zwiespältiger Gefühle voll reichte ich ihm mit drei Fingern die Hand zum Abschied: „Na, mein lieber, mon chèr ami, mir soll es recht sein! Kommen Sie gut über! Und wenn die Ljuba Sie pflegen sollte, denn grüßen Sie sie schön von mir. Und wenn sie sich aus der durchschossenen Medaille eine Brosche gemacht hat, dann soll sie immer daran denken, daß die Kugel von jeher eine Törin war!"

„Wieso? Warum?" fragte der Verwundete.

Ich zuckte die Achseln, drehte mich um und ging . . .

FRANZ SCHAUWECKER.

DER FELSBLOCK.

Nach einer endlosen Fahrt durch eine langsam sich auflösende Etappe erreichte Leutnant Brinkar endlich sein Regiment am Nachmittag, als es bereits dunkel zu werden begann. Es war im September 1918.

Auf der Schreibstube erfuhr er, daß die Kompagnie noch am gleichen Abend nach vorn gezogen werde. Zusammen mit dem Feldwebelleutnant, der ihn während seines Urlaubs vertreten hatte, begab er sich auf den Hof der dicht vor dem Ruhestädtchen gelegenen großen Ferme, in der zwei Kompagnien des Bataillons untergebracht worden waren.

Während des ganzes Weges durch das halbe Städtchen lag das Gefühl der Zeit als eine schwere und unvermeidliche Bedrohung über ihm. Auf den schon verdunkelten Straßen drängten sich marschierende Truppen durcheinander. Bagagewagen fuhren dazwischen und schufen eine Verwirrung, in die das ferne Rollen der Front gleich einem Regen von Staub fiel. Jedes Gesicht, in das er sah, war nur eine Maske und trug ein zweites Gesicht, welches das wirkliche war, unter der grauen Haut. Häuser, Pflastersteine

und Zäune waren welke Erscheinungen, bereit abzufallen und etwas anderes dahinter an ihre Stelle treten zu lassen. Er bemühte sich, die dünne Haut der Oberflächen zu durchdringen, aber stand bald davon ab. Es war weniger die Furcht, die ihn daran hinderte, als das deutliche Gefühl der Unabänderlichkeit, mit der sich das Schicksal vollziehen muß.

Tun wir das, was zu tun ist, dachte er, während er mit seinem Begleiter um eine, von einem quergefahrenen Langrohrgeschütz verstopfte Ecke bog. Es bleibt der Befehl. Ihm zu gehorchen, ist alles, was man tun kann.

Sie bogen in einen verschmutzten Torweg und standen gleich darauf vor der angetretenen Kompagnie.

Er begrüßte die beiden Glieder der hageren Gestalten in verschlissenen Uniformen, die gleich einem braunen, zerfurchten Erdwalle mitten durch den großen Hofraum sich hinzogen. Gruß und Gegengruß kam ihm wie Anruf und Echo ein und derselben Stimme vor. Er war einer von ihnen, und sie wußten, wer sie waren.

Als die Kompagnie weggetreten war, ging er für einen Augenblick durch den Torweg auf die Straße hinaus, auf der fortwährend Truppen entlangzogen. In dieser bisher ruhigen Gegend bereitete sich ein Angriff vor. In der stillen Abendluft lag eine schlaffe und gleichgültige Erwartung. Neben dem Torweg standen viele ältere Soldaten herum, Hände in den Hosentaschen, und ließen die Kolonnen an sich vorbeimarschieren. Brinkar betrachtete sie. Es schienen Mannschaften der Etappe zu sein, in der das Städtchen lag. Sie verbreiteten die Atmosphäre einer gestörten Behaglichkeit um sich und sahen mißmutig auf das militärische Bild.

Vor ihm lag ein Blatt Papier auf der Erde. Er bückte sich und hob es auf. Ein abgegriffener Farbdruck zeigte einen Soldaten im Stahlhelm und einen Zivilisten, die im Ringkampf miteinander verbissen waren, während im Hintergrund Kirchen und Paläste in einen Abgrund stürzten.

Ueber dem Ganzen flog aus einem düsteren Himmel eine dämonische Gestalt mit ausgebreiteten Armen und weitaufgerissenen Irrsinnsaugen. Das Bild machte einen sonderbar erkältenden, beinah fürchterlichen Eindruck auf ihn. Für Sekunden schienen die Erscheinungen um ihn her zu fallen und eine grauenhafte Wirklichkeit dahinter zum Vorschein zu kommen.

Während er das Blatt noch anstarrte, hatte er plötzlich die zwingende Empfindung, daß jemand neben ihm stünde, ein Mensch, der ihn anging, ein Wesen, das etwas von ihm wollte. Er blickte zur Seite.

Neben ihm stand ein Soldat, ein Landwehrmann des Etappenstädtchens, das da im Hintergrund von den Schatten des Abends verhüllt wurde, ein einfacher Mann, bärtiger Familienvater und Kantinensoldat. Der? dachte er.

Der Landwehrmann sah ihn treuherzig an und sagte mit einer gemütvoll-ehrerbietigen Stimme: „Herr Leutnant, nehmen Sie sich vor dem Felsblock in acht."

Brinkar war halb belustigt, halb verwundert, ohne über das Unmilitärische des Ganzen erstaunt zu sein. Felsblöcke gibt es hier nicht, war sein erster Gedanke, indes das Getrappel der ununterbrochen vorbeimarschierenden Kolonnen an sein Ohr drang.

„Ja — und —?" sagte er.

„Herr Leutnant, nehmen Sie sich vor dem Felsblock in acht", sagte der Landwehrmann mit derselben biedersinnigen Stimme, nahm die Hacken in einer wunderlich steifbeinigen Weise zusammen, wohlgesetzt, linkisch und ging mit Schritten, die ein wenig gichtisch aussahen, seitwärts. Gleich darauf war er unter den Herumstehenden verschwunden, und die abendliche Dunkelheit breitete sich weithin aus.

Brinkar schüttelte den Kopf. Die Truppen zogen vorbei. Die Front röchelte fern.

Er raffte sich auf. Es war Zeit an das Gepäck zu denken. In zwei Stunden mußten sie abmarschieren. Achsel-

zuckend ging er durch den Torweg. Felsblöcke gibt es hier nicht, dachte er.

*

Es war vollkommen dunkel, als sie nach vorn marschierten. Je weiter sie in diese ihnen unbekannte Gegend vordrangen, desto eintöniger und charakterloser wurde der Weg. Hügel und Büsche verschwanden, die Schatten zerstörter Häuser hörten auf. Der Boden unter ihren Füßen bestand nicht mehr aus holprigen Gleisen oder harter Chaussee, sondern er wurde allmählich eben, wie ausgewalzt, weder hart noch weich, und schien nur noch aus Erdstaub zu bestehen, auf dem sie wie auf Asche gingen.

Obwohl ein merkwürdiges Licht in der Luft zu hängen schien, eine Art von gespiegeltem Schimmer von Licht hinter dem unsichtbaren Horizont, vermochte er nichts zu erkennen, als eine wesenlose Bleichheit, die alle Dinge in sich aufzusaugen und aufzulösen schien.

Nur die Kompagnie, hinter der er marschierte, war vor ihm sichtbar als ein schwarzer Klumpen, der sich durch einen milchigen Nebel schob. Niemand sang oder sprach oder rauchte.

Er blickte in das sonderbare Licht, das völlig gleichmäßig sich überallhin verlor und überall hervorsickerte. Es war nichts von dem unruhigen Leuchtkugelglanz und dem springenden Mündungsfeuer der vordersten Linie darin, es war ein Licht, das gestorben umhergeisterte und sein eigener Schatten war.

Als er sich umdrehte, wurde er plötzlich gewahr, daß die Verbindung zur nachfolgenden Kompagnie des Regiments abgerissen war. Die Kompagnie war verschwunden. Er marschierte hier ganz allein mit seinen Soldaten durch ein unbekanntes Gelände ohne Merkzeichen ins Dunkle.

Drei Stunden brauchten sie bis nach vorn, war gesagt worden. Um 9 Uhr waren sie abmarschiert, und jetzt war es — er zog die Uhr. Die Leuchtziffern zeigten auf $^1/_2$10 Uhr. Das war unmöglich; sie waren mindestens schon eine

Stunde unterwegs. Er sah genauer hin und fand die Erklärung: die Uhr stand. Er blickte nach rechts und links. Rundum war nichts zu erkennen; nur das neblige Licht breitete sich aus.

Sie marschierten auf keinem Weg mehr. Unter ihren Füßen war nur krumige Erde ohne die Andeutung eines Weges. Nichts als Erde, Nebel und Fahlheit, in der das ferne Murren herumkroch. Wieviel Uhr mochte es sein?

„Wieviel Uhr ist es?" fragte er den Soldaten vor ihm.

„Ich habe keine Uhr", antwortete der Soldat.

Er hatte nicht den Mut, einen andern darum zu fragen. Die Stimmen hatten seltsam dumpf und tonlos geklungen, jeder Klang war von dieser trägen Luft aufgesogen worden.

Sie marschierten weiter. Sie schleppten sich in die Ewigkeit hinein.

In dem Augenblick, in welchem Brinkar aus einer unverantwortlich gleichgiltigen Stimme heraus das bedrängende Gefühl hatte: wir befinden uns auf einem falschen Weg, wir kommen nicht mehr rechtzeitig an — in diesem Augenblick bemerkte er eine marschierende Kolonne, die ihnen entgegenkam. Der Anblick dieser schwer hintappenden Truppe hatte etwas seltsam Bedrückendes an sich, zumal, da kein Laut zu vernehmen war, während sie sich langsam näherte. Sein Herz fing heftig zu klopfen an, und er faßte die Soldaten fest ins Auge.

Ein kleiner Trupp marschierte an ihm vorbei. Er sah die Gesichter, die plötzlich deutlich nah vor ihm standen.

Was ist das?! dachte er mit einer Empfindung, als liefe er auf Luftkissen schwankend herum.

Das war seine eigene Kompagnie, die ihm entgegenkam, über alle Maßen dreckig, ausgehöhlt, blutig. Da war der Füsilier Meyer I, aber er trug keinen Stahlhelm; es kam Füsilier Horneff in einer zerfetzten Uniform . . Fischer, Frank, Scherenberg, Unteroffizier Giesebrecht, Gefreiter Puchelt, alle, die da vor ihm marschierten und

nun mit einem Male verwandelt kehrt gemacht hatten und zurückmarschierten, als ob sie die Lust verloren hätten, noch weiter mitzumachen. Herrgott, wie sahen sie denn aus! Als ob sie drei Tage im Trommelfeuer gelegen hätten, in das sie jetzt erst hineinwollten!

Er riß sich zusammen, um nach vorn zu laufen und diesen unerhörten Irrsinn, diese verfluchte Schweinerei zu verbieten, hier einfach umzudrehen, wie ein Gaul auf der Wiese, dem es nicht mehr paßt. Da bückte sich unmittelbar vor ihm ein Offizier und hob etwas auf, eine Zigarette, richtete sich auf und sah ihn eine Sekunde lang an mit einem unsagbar gleichgiltigen Blick, als ob das garnichts wäre, als ob er durch ihn hindurch sähe wie durch die Luft und doch mit einem merkwürdigen Flackern im Blick. Er taumelte förmlich zurück unter diesem leeren Blick, denn der Offizier da vor ihm, der ihn so höchst gespenstisch ansah, so gestorben und so wirklich, war der Leutnant Brinkar. Er selber! Er! Niemand anders. Es war kein Zweifel möglich, obwohl er schon vorüber war, bevor er zufassen und ihn festhalten konnte. ‚Ihn?‘ Vielmehr: sich selbst. Er hatte selber kehrt gemacht und ging zurück. Er blieb stehen und drehte sich um, um sich anzurufen. Aber da war nichts mehr zu sehen, außer einem kleinen Brauen und Wirbeln in dem gleichmäßigen wesenlosen Licht, das immer noch ringsum lag. Der Trupp war verschwunden. Und plötzlich kam ihm zu Bewußtsein, daß da ja die Hälfte gefehlt hatte; mehr als die Hälfte von seinen Soldaten war nicht vorhanden gewesen, hatte sich einfach verdrückt, war total verschwunden, mir nichts, dir nichts.

Er gab sich einen Ruck, faßte den Griff des Seitengewehrs und begann an der Kompagnie entlang nach vorn zu laufen. In jede Reihe starrte er hinein. Und da marschierten sie alle, die eben nach hinten gelaufen waren: Scherenberg, Unteroffizier Giesebrecht, Meyer I, Frank, Gefreiter Puchelt, alle. Und er selber!

Fassungslos blieb er stehen und ließ die Kompagnie an

sich vorbeimarschieren. Und wieder kamen sie alle an ihm vorbei, die vorhin nach hinten gegangen waren: Frank, Puchelt, Fischer, alle und warfen ihm merkwürdige Seitenblicke zu, als ob sie ihn nicht für ganz normal hielten, weil er mit einem Male anfing, hier wie ein Irrer an der Kompagnie auf und ab zu laufen und seine Soldaten anzuglotzen, wie die Wundertiere.

Als der Letzte vorbei war, schloß er sich dem Zug an. Er schwieg. Er konnte nichts sagen, ohne sich nicht lächerlich zu machen.

„Kamen da nicht eben Soldaten", fragte er den Vordermann. „Da rechts hinten?"

„Ich weiß nicht, Herr Leutnant", antwortete der Soldat. „Ich hab' nichts gesehen", und er drehte sich um, eben jener Scherenberg, der eigentlich jetzt dahinten marschieren mußte.

„Danke", sagte Brinkar und schnallte die Koppel fester.

Dann kamen Hügel aus dem Mondlicht hinter Wolken, und das Murren der Front donnerte sich heran.

Er sah zurück, und plötzlich gewahrte er die nachfolgende Kompagnie, die um die Spitze eines Gehölzes herumbog.

Er begriff das alles nicht.

*

Zwischen zwei schief ineinandergeschobenen Hügelwellen tappten sie in Deckung zur Ablösung in die neue Stellung. Es war eine neue Linie, in die sie kamen; vor wenigen Tagen hatten die eigenen Truppen unter dem Druck der französischen Vormärsche rechts zurückgehen müssen. Die neue Stellung lief zwischen jahrelang brachliegenden Feldern voll Unkraut, Klee, Getreidehalmen, vereinzelten Granattrichtern, Büschen, Hecken über langgestreckte Hügel. Ein trübes, kaltes Mondlicht beleuchtete die Gegend, Rechts bullerte das Feuer, aber hier war alles still.

Der Abschnitt der Brinkarschen Kompagnie lief von einem Waldrand bis an einen Sturzacker und war schwach gesenkt. Laufgräben gab es nicht. Die Zeit war zu kurz gewesen.

Die Soldaten, die sie ablösten, waren froh, hier herauszukommen. Zwar war es bisher still gewesen, aber die Traurigkeit dieser Landschaft schien jedes Gemüt zu ergreifen, das ihr ausgesetzt wurde. Diese Landschaft war nicht tot, wie fast alle Landschaften der vordersten Linie des großen Krieges; sie lebte überall noch mit vertrockneten Halmen und mit Büschen, die von Granaten vorerst nur gestreift waren. Aber das eben war das Schlimme, daß es eine sterbende Landschaft war, die in den noch lebenden Zügen schon das Mal des Todes trug. Das Mondlicht lag darüber, wie der fahle Glanz eines unheimlichen Schicksals. Der Franzose lag weit ab. Bisher war noch kein Schuß gefallen.

Sie besetzten die Schützenlöcher, die teilweise noch unverbunden nebeneinander lagen. Brinkar suchte nach einem Platz für sich selber. Bei dieser Gelegenheit übersah er zum ersten Mal bewußt das Gelände, das ihm zur Verfügung stand. Mitten in dem schrägen Felde lag ein ungeheurer Felsblock, der einzige seiner Art. Es war offenbar ein uralter Findlingsblock. Wer hinter seinem riesigen Granit lag, war in Sicherheit, soweit man hier von Sicherheit reden konnte. Da der Stein zugleich ein wenig hinter der eigentlichen Linie der Kompagnie lag — vielleicht dreißig Meter — hatte er als Kompagnieführer den notwendigen Abstand, der Ueberblick und Verbindung nach rückwärts zum Bataillonsstab sicherte. Er ging — unwillkürlich etwas gebückt — auf den Block los.

Jawohl, es war ein Platz für den Kompagnieführer. Er winkte den beiden Meldeläufern. Sie nickten befriedigt.

„Hier haut kein Ding durch", sagte der eine, Füsilier Menge.

Als Brinkar die Kompagnie verteilt hatte, ging er auf

den weithin sichtbaren Block zu. Plötzlich fiel ihm ein: Nehmen Sie sich vor dem Felsblock in acht, Herr Leutnant. Er zuckte die Achseln. Lächerlich, dachte er, nun grade!

Er legte sich lang hinter den Stein, der über ihm wie eine urweltliche Mauer aufragte, deren Anblick ihn sonderbar bedrückte, eine wohl zwei Meter hohe senkrechte Fläche, die schwarz im Schlagschatten lag. Er stand auf.

„Hier sieht man nichts", sagte er zu den beiden Meldeläufern.

Er ging nach links und fand eine kleine Mulde, die leicht und rasch auszubauen war.

„Kommen Sie her!" rief er mit gedämpfter Stimme den beiden Meldeläufern zu. Sie kamen.

„Hier?" sagte Menge. „Herr Leutnant, der andere Kompagnieführer hat auch hinter dem Stein gelegen."

Es war Brinkar fast peinlich zu antworten: „Wir liegen hier. Die andern haben die Stellung erst neu besetzt und nur sechs Stunden darin gelegen. Der Franzose hat noch nichts von sich hören lassen, aber jetzt kann er kommen. Sie wissen: Steine splittern leicht."

Die beiden Meldeläufer begannen zu schanzen, während Brinkar die Linie der Kompagnie aufsuchte.

*

Die Nacht blieb still bis gegen Morgen. Als das erste silbergraue Licht einer kalten Frühe hervorsickerte, tauchte die Landschaft auf, wie das kalkweiße Gesicht eines halb Ertrunkenen, der noch einmal hochgespült wird, bevor er endgiltig versinkt. Die Hügel und Felder samt den Menschen, die sich darin eingegraben hatten, trieben wie eine große losgelöste Scholle heran.

Brinkar fröstelte in der Kälte.

Er richtete sich vorsichtig auf, um in dem blassen Zwielicht herumzuspähen.

In demselben Augenblick begann das Feuer.

Die Geschosse stürzten wie ein Regen herunter, und es war klar, daß der Feind die unbedingte und möglichst

rasche Zerschmetterung der deutschen Linie bezweckte. Sie lagen lang in ihren Löchern, völlig isoliert durch die einzige ungeheure Wolke aus hunderten von brüllenden Einschlägen.

Brinkar hob den Kopf, als der Lärm nachzulassen schien, und gewahrte ein phantastisches Schauspiel: der mächtige Fels, zehn Meter neben ihm, verschwand in einem pechschwarzen donnernden Ausbruch und wurde plötzlich mitten darin sichtbar als ein undurchdringlicher Kern, eine fürchterliche ausgespiene Masse, die sich mit einem Schlage in Bewegung setzte, gleich einem Bergrutsch. Er vergaß den Kopf zurückzuziehen und glotzte wie besessen auf diesen Anblick: der Felsen neigte sich schwerfällig und legte sich rückwärts, in Rauch und Staub wegrollend, wie ein Tank, der seine zermalmende Wanderung antritt, als säße ein Motor in ihm und ein infernalisches Gehirn, welches ihn lebendig machte und lenkte, daß er wegfuhr unmittelbar über die Stelle an der er noch vor kurzem mit den beiden Meldeläufern gelegen hatte. Es war ein Gewicht von vielen Tonnen, das da den Boden platt walzte, während rundum die Erde starb mit einem rasenden Ausbruch von Geheul und Knall aus Gestrüpp von Qualm und zerschlagener Krume.

*

Nach einer Viertelstunde schwieg das Feuer. Drei Tote lagen zwischen Klee und Trichtern und sieben Verwundete schleppten sich nach hinten. Ein Meldeläufer kam von rückwärts und bezeichnete den Ort des Bataillonstabes, einen Eiskeller am Hang einer rückwärtigen Schlucht. Brinkar kritzelte Meldungen. Einem Maschinengewehr war der Laufmantel zerschlagen worden.

Brinkar kroch nach vorn. Er fand die Gesichter, die er kannte: kalte, schweigende, versteinerte Gesichter, in die das Schicksal seine Runen gegraben hatte. Unwillkürlich suchte er. Wer war tot? Bergmann, Gelthausen und Schenk waren tot, aber Meyer I, Horneff, Fischer, Pun-

chelt, Giesebrecht, Frank, Scherenbrecht lebten, und er selber. Und während er langsam vor sich hin nickte, sah er zu dem Felsblock hinüber, den er hier von der Kompagniestellung in einer schrägen Linie erblickte. Er stellte fest, daß ein Flachbahngeschoß seitlich von vorn unmittelbar unter den Block gedrungen und dort explodiert war. Offenbar war dadurch der Stein seiner bisherigen Schwerpunktlage beraubt worden und unter dem Eigengewicht rückwärts gekippt. Ihm wurde ein wenig eiskalt um das Herz und gleich darauf brutheiß, bis er mit einem Male wußte, daß nichts anderes richtig sei als das, was zu tun war. Wie weit waren die Schützenlöcher vertieft und zu einander durchgegraben? Wieviel Schußfeld war da? Wo war die bedrohlichste Ecke? Wie lief die Linie links? Wie lief sie rechts. Wie war es mit dem Munitionsnachschub. War das Gehöft halblinks vor der Front besetzt? Von wem? Wo stand die Infanteriebegleitbatterie?

Er starrte den Stein an, der ruhig dalag und die feuchte Bodenseite zeigte, die bisher in der Erde gelegen hatte. Er sah aus, wie ein gestrandetes Schiff. Das Licht fiel darauf. Ein gelblicher Belag klebte giftig an den Kanten der Seite, auf der die Granate eingeschlagen war.

*

Alle halbe Stunde legte sich das Trommelfeuer mit der Genauigkeit einer Präzisionsmaschine erstickend über die Kompagnie. Und jedes Mal, wenn die beißenden Schwaden verwehten, war die Kompagnie kleiner geworden. Links und rechts war Geschützdonner ununterbrochen in der Luft und wanderte langsam an ihnen vorbei nach rückwärts. Dort wurde angegriffen, und es war der Franzose, der angriff.

In zehn Stunden schmolz die Kompagnie zusammen, aber Meyer I, Scherenberg, Fischer, Giesebrecht, Puchelt, Horneff, Frank lebten, und er selber lebte.

Am späten Abend bekamen sie den Befehl, die Stellung zu räumen, sich mit größter Vorsicht vom Feinde

zu lösen und den Rückmarsch in eine rückwärtige Stellung zu beginnen.

*

Der Rückmarsch begann. Das wühlende Licht der Front versank langsam hinter ihnen. Die dunkle Luft erfüllte sich mit einem wesenlosen Abglanz, der unbeweglich herabhing.

Sie waren alle todmüde und hungrig. Ihre Gedanken waren im Gefühl untergegangen, und ihr Gefühl war aus Stein. Die Beine unter ihnen marschierten eintönig über die Erde, die aus Staub zu sein schien.

Brinkar wußte nicht, ob sie schon eine Stunde oder zehn Stunden hier entlang gingen; er hatte das Gefühl für Raum und Zeit verloren, und nichts hätte ihn mehr in Erstaunen versetzt.

Mechanisch griff er in die Tasche nach einer Zigarette. Als er zie anzünden wollte, fiel sie ihm aus der Hand. Er bückte sich und sah halb von unten die Reihe der Kompagnie schattengroß herankommen: Scherenberg, Meyer I ohne Stahlhelm, Puchelt, Giesebrecht, Frank, Fischer, Horneff, und er wußte, daß er sie so sehen würde, wie sie hier marschierten, und sich selber, wie er sich jetzt aufrichtete, als ob er sich selbst erblickte, merkwürdig erschreckt vor sich selbst.

Er wußte, daß das alles so sein mußte, und er fragte nicht, warum es nicht anders sein konnte. Er steckte die Zigarette in Brand und sog begierig den Rauch ein.

Nach zwei Stunden waren sie in der neuen Aufnahmestellung.

Tun wir das Notwendigste, dachte er, indem er den Spaten in die Erde stieß.

KARL HANS STROBL.

DAS GESICHT DER ZUKUNFT.

Die Hütte in fast dreitausend Meter Höhe war kein behaglicher Aufenthaltsort. Es gibt Alpenvereinshütten, die unter allen Umständen warm und gemütlich sind, aber diese da war es von Haus aus nicht, und dazu kam, daß der Schneesturm draußen mit Riesenfäusten an ihr rüttelte und riß, als wolle er sie durchaus über die Wände fegen. Die starken Drahttaue gaben manchmal wie im Zerreißen wilde Töne von sich, feine Schneeschleier drangen durch alle Fugen und Ritzen.

Aber es war so recht eine Hütte zum Geschichtenerzählen an diesem Abend. „Sehen Sie", sagte Thomas, „manche Leute meinen, Zuneigungen und Abneigungen unter den Menschen gehen auf den Geruch zurück. Manche Menschen riechen uns angenehm, andere wieder nicht. Unser Geruchsinn ist stumpf im Vergleich zu dem vieler Tiere, unser Oberbewußtsein empfindet den Geruch der Menschen, mit denen wir es zu tun haben, wohltuend oder abstoßend und entscheidet sich danach für oder gegen sie."

„Wir sollten uns also beschnuppern, wie es die Hunde tun?" lachte der junge Griesbacher, der so ein richtiger alpiner Höllteufel war, gleich sicher im Felsen, wie auf dem

Eis, mit Saugnäpfen statt der Füße und Wandhaken statt der Hände.

Thomas sah den jungen Mann eine Weile nachdenklich und, wie mir schien, etwas traurig an. „Ich sage Ihnen ja, das Oberbewußtsein hat damit nichts zu tun. Und bei mir ist es bestimmt nicht der ins Unterbewußtsein dringende Geruch, der entscheidet. Bei mir ist es das Gesicht oder wenn Sie wollen, eine Art zweites Gesicht, das den Ausschlag gibt. Ich habe ein ganzes Jahrzehnt meines Lebens unter einer quälenden Leidenschaft gelitten; unter einem gräßlichen Zwang, mir die Gesichter meiner Freunde und Bekannten, überhaupt jedes Menschen, der mir in den Weg kam, als gealtert, vom Leben gezeichnet vorzustellen. Sie werden zugeben, daß der Charakter sich mit zunehmenden Jahren in den Zügen der Menschen immer deutlicher ausdrückt. Die Gesichter junger Menschen sind weich, elastisch, vom Leben noch ungeprägt — und vielleicht ist das der oberste Vorzug der Jugend, daß wir in ihren Mienen noch nichts von den Runen der Zukunft finden. Mir aber offenbarte meine Gabe, hinter der Glätte der Jugend die harten, verräterischen Zeichen des Alters zu sehen, was aus den jungen, noch ungeprägten Menschen werden würde. Und so mußte ich in manchem lebensfrohen, liebenswürdigen jungen Mann den künftigen Geizhals, Betrüger, Besserwisser, Rechthaber, hinter manchem entzückenden jungen Mädchen die künftige Furie entdecken."

„Es ist ein Glück", warf der junge Griesbacher ein, „daß diese Gabe so selten ist. Es kämen sonst keine Ehen mehr zustande."

„Ich habe sehr darunter gelitten", fuhr Thomas fort, ohne die Unterbrechung zu beachten. „Aber am schrecklichsten war es doch, wenn ich mir ein Gesicht überhaupt nicht alt vorstellen konnte. Ich konnte mich in manchen Fällen unter dem Zwang, der mich beherrschte, anstrengen, wie ich wollte, ohne daß sich in den Zügen des Menschen, den ich vor mir hatte, etwas veränderte. Zuerst glaubte ich

an ein Versagen meiner Kraft unter gewissen Umständen. Bis ich darauf kam, daß es seinen besonderen Grund hatte, wenn ich hinter oder unter dem gegenwärtigen Gesicht kein zukünftiges entdecken konnte. Das war mir nämlich immer dann unmöglich, wenn dieser Mensch jung sterben mußte."

Griesbacher schien wieder etwas sagen zu wollen, aber er bezwang sich und schwieg.

„Ein Jahrzehnt etwa erging es mir so, daß ich von dieser Art Besessenheit erfüllt war. Dann verlor sich diese traurige Gabe allmählich, und ich habe weiter nichts Seltsames an mir wahrgenommen. Bis der Krieg kam. Oft dachte ich daran, wie glücklich ich sein müsse, daß meine unheimliche Hellsichtigkeit jetzt von mir genommen war und ich es keinem mehr ansehen könne, ob ihm Alter oder ein früher Tod beschieden sei. Aber einmal — da ist mir meine Gabe plötzlich zurückgekommen.

Die Kompagnie, deren Führer ich war, lag in den Schützengräben vor Arras. Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß mir als Leutnant mein bester Freund zugeteilt war, Träger des gleichen Corpsbandes, mein ehemaliger Leibfuchs. Die Erinnerung an tausend übermütige, tolle Stunden verknüpfte uns, Gefahr und Tod vereinigten uns nun noch fester. Beide trugen wir die Farben unseres Bundes unter dem Hemd auf bloßer Brust.

Es war eine Männerfreundschaft auf Tod und Leben, und zwischen den Schlachten machten wir Pläne für die Zukunft, die wir gemeinsam anpacken wollten.

So kam denn jener Herbstabend, an dem wir, ohne viel darüber zu reden, der Innigkeit unseres Verhältnisses fast mit Rührung bewußt wurden. Wir hatten uns viel über die Heimat zu sagen, und sie stand in besonders hellem Licht vor uns. Bis gegen Mitternacht hatte unser Gespräch gedauert, ehe wir zur Ruhe gingen. In die schwere Müdigkeit meines traumlosen Schlafes fiel plötzlich eine Last, ein Druck auf der Brust, ein Angstgefühl, das mir die Luft

benahm. Es wurde zuletzt so unerträglich, dieses gestaltlose Etwas über mir zu ahnen, daß ich auffuhr.

Es war jemand in unseren Unterstand hereingekommen und stand zwischen meinem und Alfreds Bett, eine Frau in einem langen, grauen Gewand, eine Nonne. Um ein gelbes Gesicht lag eine steife, weiße Haube, nachtschwarze Augen sahen mich starr an.

Mein Unbehagen schlug jäh in Aerger um. „Wie kommen Sie hier herein?“ fuhr ich die Frau an.

Sie stand regungslos und bohrte mir ihren schwarzen Blick ins Gesicht. Ich richtete mich halb auf und schrie: „Wie Sie hier herein kommen, frage ich. Was machen Sie hier?“ Man konnte unter diesen Umständen keine Höflichkeit von mir verlangen.

Ich konnte nicht sehen, daß sie den Mund zum Sprechen bewegte. Aber es kam dennoch eine Stimme zu mir her, die mein Unbehagen noch verstärkte. Diese Stimme war brüchig, bröcklig und eisig kalt — ich kann es nicht anders sagen: „Habt ihr es nicht gesehen, daß es so kommen muß? Ruchlosigkeit habt ihr auf Ruchlosigkeit gehäuft, die Welt ist von Gottlosigkeit unterhöhlt. Leiden, Grauen und Tod sind entfesselt, und der Herr hat sein Angesicht von euch gewendet. Das Ende ist noch fern, und es wird nichts als Besiegte sehen. Die Erde ist krank im Gehirn, und die Geister des Abgrunds färben ihre Mäntel mit Menschenblut.“

Mein klarer Verstand empörte sich gegen das Beben meiner Nerven. Drüben schlief mein Freund, ich wollte einen Zeugen haben, der mir Wachen oder Träumen bestätigte.

„Alfred!‘ rief ich so laut ich konnte.

„Laß ihn schlafen“, sagte die Frau, „jede Stunde schlafen ist für ihn ein Gewinn.“

Da sprang ich mit beiden Beinen von meinem Feldbett und griff nach der Gestalt. Aber der Platz, wo sie eben noch gestanden hatte, war leer.

„Was hast du denn?“ fragte Alfred schlaftrunken, von meinen Fäusten wachgerüttelt.

„Die Nonne . . . die Nonne! Hast du die Nonne gesehen?“

Er hatte keine Nonne gesehen. Aber als ich ihm alles erzählt hatte, wiegte er bedenklich den Kopf. „Lieber Alter“, meinte er, „ich habe noch nicht bemerkt, daß du an Halluzinationen leidest. Es wird wohl wirklich jemand dagewesen sein. Die Spionage greift zu den seltensten Mitteln. Alle sind hier Spione.“

Er sprach genau das aus, was ich mir zuletzt als Rettung meines Verstandes gedacht hatte. Wir griffen nach den Revolvern und eilten in den Graben hinaus. Wir liefen ihn nach beiden Seiten ab, befragten die Posten, niemand hatte etwas bemerkt. Aber Alfred konnte von seinem Verdacht nicht loskommen. „Sie sind mit allen Salben geschmiert“, meinte er. „Das Kloster hinter unserer Front! Die Karmeliterinnen! Wir wollen der Sache morgen auf den Grund gehen.“

Am Morgen ritten wir zu dem Kloster hinüber, einem grauen, alten Bau, der mit rissigen Mauern am Rand eines versumpften Teiches stand, in dem es zu versinken im Begriff schien. Die Aebtissin, eine würdige, alte Dame, empfing uns, aber wir hatten es schon mehr als einmal erlebt, daß Würde und Biederkeit nur Masken für verräterische Tücke waren.

„Madame“ begann ich ohne Umschweife, „eine Ihrer Schwestern ist heute Nacht in unseren Gräben gewesen.“

Sie schüttelte erstaunt und mißbilligend den Kopf: „Mein Herr, wir sind hier vierzehn Schwestern. Unsere Aufgabe ist Pflege der Kranken und Erziehung der Jugend. Nachts schließt die Schwester Pförtnerin das Tor ab und bringt mir den Schlüssel, den ich unter meinem Kopfkissen verwahre. Die Fenster sind vergittert.“

„Es gibt Nachschlüssel“, beharrte ich mit höflicher Bestimmtheit, und manches alte Kloster ist ein richtiger

Fuchsbau. Ich muß Sie bitten, mir Ihre Schwestern vorzuführen. Ich wäre sonst gezwungen, gegen Ihr Kloster mit den strengsten Maßregeln vorzugehen."

Die Aebtissin schien zu überlegen. Vielleicht verstieß ein solches Verlangen gegen die Klosterregeln, aber die Aebtissin mochte zuletzt zu der Einsicht gekommen sein, lieber einen Verstoß gegen die Ordensgesetze auf sich zu nehmen, als einen gefährlichen Verdacht auf dem Kloster sitzen zu lassen. „Gut", sagte sie, „ich will mich Ihrem Wunsch fügen."

Ihre Haltung war edel, schlicht und würdevoll. Sie schlug mit einem kleinen Holzhammer auf die Glocke an der Tür und gab der Schwester, die daraufhin eintrat, den Auftrag, die Nonnen in das Nebenzimmer zu rufen. „Alle Schwestern!" fügte sie mit einem Blick auf uns hinzu.

Alfred und ich sahen einander an. Wir schämten uns ein wenig vor dieser alten Dame, aber wir konnten keine Rücksicht nehmen; wenn hier Spionage ein Netz gesponnen hatte, so mußten wir es zerreißen.

Nach einer kleinen Weile hörten wir nebenan Geräusch von Tritten und leises Stimmengemurmel. „Ich bitte", sagte die Aebtissin, indem sie die Türe öffnete.

In dem düsteren Raum, an dessen Wänden alte dunkle Bilder hingen, unter den schweren Gewölben stand zusammengedrängt eine verängstigte Schar von Nonnen, arme schüchterne Hühner, über denen ein Falke kreist. Aber ich sah sie gar nicht an. Mein Blick war gleich beim Eintreten auf dem einen der alten Bilder haften geblieben, das der Tür gegenüber hing. Ein einziger Sonnenstrahl brach durch ein Spitzbogenfenster und fiel schräg über die Köpfe der Schwestern hinweg auf dieses Bild. Er hob es wie mit leuchtender Hand aus seiner dunklen Umgebung heraus, zeigte das wachsgelbe, von weißer Haube umrahmte Gesicht und die nachtschwarzen Augen einer längst verstorbenen Nonne, und dieses Bild — es konnte kein Zwei-

fel sein — war das der Nonne, die heute Nacht im Unterstand gewesen war.

„Ich danke“, sagte ich mühsam, „ich habe mich davon überzeugt, daß es keiner Ihrer Schwestern gewesen ist.“

Wir ritten schweigend zurück. Als wir wieder in unserem Unterstand angekommen waren, holte ich die Kognakflasche hervor, die mit dem letzten Liebesgabenpaket angelangt war, und goß ein.

Alfred saß rittlings auf einem Stuhl vor mir, und als ich ihm sein Glas reichte, sah er, daß meine Hand zitterte. „Was hast du?“ fragte er verwundert.

Ich hatte mir vorgenommen, zu schweigen, aber ich vermochte es nicht. „Alfred“, sagte ich, „es war keine der lebenden Schwestern . . .“

„Wer denn?“

„Es war das Bild . . . das Bild gegenüber der Tür.“

Alfred riß die Augen auf, es war ihm anzumerken, daß er in diesem Moment keinen Groschen für meinen Verstand gab. Dann aber brach eine dröhnende, übermütige Heiterkeit aus ihm hervor. Er lachte und klatschte auf die Knie: „Menschenskind! Leibbursch! Eine tote Nonne war bei dir? Seit wann hast du Umgang mit Gespenstern?“

Er lachte unbändig, wippte mitten im Lachen seinen Kognak hinunter, lachte weiter, aber plötzlich verzerrte sich sein Gesicht, er wurde blaß und seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß.

„Was ist dir?“ fragte ich besorgt.

„Laß nur!“ stammelte er, „das Herz . . . ich weiß nicht . . .“

Ich legte die Hand auf seine Brust. Es war kein Herzschlag zu fühlen. Aber wie ich die Hand zurückzog, entdeckte ich, daß ein großer, blutiger Fleck auf seinem Hemd entstanden war, und zugleich bäumte sich der Stuhl, auf dem Alfred rittlings saß, wie ein Pferd unter ihm. Ich riß das Hemd auf, es war kein Blut auf der Brust zu sehen, kein anderes Rot als das des Bandes, das Alfred trug, ich betrach-

tete meine Hand, keine Spur von Blut auf ihr. Und während ich noch den Freund untersuchte, verblaßte der rote Fleck auf seinem Hemd und verschwand endlich ganz.

„Dummes Zeug", knurrte Alfred, der sich wieder erholt hatte, „weißt du, damals auf meiner dreizehnten Mensur, wie ich mit der schweren Abfuhr ausgeschlagen habe, da habe ich auch so einen Herzklaps gehabt."

In diesem Augenblick kam die seltsame Helligkeit über mich, jene schreckliche Klarheit, die ich aus früheren Zeiten kannte und die den Zwang begleitete, in den Zügen der Menschen ihre Zukunft zu suchen. War es die nächtliche Begegnung, die den Abgrund in mir wieder aufgerissen und mir die dreimal verfluchte Gabe zurückgebracht hatte? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, sie war plötzlich wieder da und, gehetzt von fürchterlicher Angst, versuchte ich hinter dem jungen Gesicht meines Freundes das gealterte zu erblicken, die Gewähr dafür, daß sein Leben nicht vorzeitig enden müsse.

Ich konnte es nicht finden.

Meines Freundes Gesicht blieb wie es war, unverändert, mit seinem jetzt etwas unsicheren Lächeln und zugleich seinem jungenhaften Trotz. —

Wir wurden am andern Tag aus der Stellung gezogen und nach hinten gelegt. Alfred war wieder ganz er selber, heiter, strahlend, übermütig. Ich traf ihn am nächsten Morgen im Hof des Schlosses, wo wir unser Quartier hatten, wie er eben zu Pferd stieg.

„Wohin?" fragte ich, wankend unter einem Ansturm von Bangigkeit um ihn.

„Ich will noch einmal nach dem Kloster. Deine Nonne möchte ich mir anschauen."

„Nicht! Reite nicht!"

Er saß schon im Sattel, winkte mir lachend zu und trabte beim Hof hinaus.

Einige Stunden später kam das Pferd allein zurück. Wir suchten nach Alfred und fanden ihn am Rand des

sumpfigen Klosterteiches mit einem Schuß mitten durch die Brust. Sein blutgetränktes Band haben wir mit ihm begraben."

Schweigen stand wie Wände um uns. Thomas holte seinen Tabaksbeutel hervor, stopfte die kurze Pfeife und fing zu rauchen an.

Der junge Griesbacher aber sah mit der Miene eines aufgeweckten, verzogenen, spöttischen Kindes drein. Er meinte offenbar die gedrückte Hüttenstimmung wieder beleben zu müssen, nahm die Klampfen vom Wandbrett und begann unvermittelt eines seiner Berglieder zu singen:

„Ist das net der Stüdlgrat? Juppeidi, juppeida!
Grad hat's einen abigwaht! Juppeidiada!
Die Freunderl sitzen bei die Baner
Und fangen alle an zum waner.
Juppeidi, juppeida!"

Er fand wenig Beifall, und eine Weile darauf gebot die zehnte Stunde Hüttenruhe. Als wir schlafen gingen, sagte Thomas traurig zu mir: „Ich habe das alte Gesicht dieses jungen Menschen zu finden versucht. — Er hat keines."

Am nächsten Morgen ist der junge Griesbacher über die Nordwand des Berges, deren Erstdurchsteigung er erzwingen wollte, etwa fünfhundert Meter tief abgestürzt.

KARL NILS NICOLAUS.

EIN KNABE GEFALLEN VOR DUENABURG.

Man kann glauben, der Tod eines Menschen sei ein Zufall. Man kann glauben, der Tod eines Menschen sei ein Wille. Man kann glauben, er sei ein Verhängnis, er sei ein Glück. Immer ist das nur eine Deutung, mit der wir Lebenden unser Dasein und unser Tun beschwören. Denn, was die Anderen glaubten als sie starben, daß weiß niemand als die Toten. So können wir nichts weiter sagen als unsere Ahnungen.

— — — — — — —

Das gilt auch für diese Tatbestände: Damals an einem der Abende des Juli 1914 tobten wir Jungens am Meer durch die matte Brandung —, die aussah wie flüssiges Abendrot, — hinein in die See, wo die ersten Sterne badeten. Wir schwammen zu dritt hintereinander. Unser Atem mischte sich mit dem Nachtwind, der vom Meer kam und leise über uns ging. Der helle Streifen der Küste hinter uns versank.

Wir legten uns auf den Rücken, ließen uns treiben und sahen in die Sterne, die langsam größer wurden.

„Mein Vater sagt, es wird Krieg geben", fing der eine an.

„Dich mit vierzehn Jahren nehmen sie vielleicht schon", sagte der zweite, „aber uns mit zwölf nehmen sie nicht!"

„Es muß schön sein, ein Mann zu sein", fuhr der erste fort, „und zu wissen, was das alles ist: Krieg und Frau und das, was hinter dem Meer an der anderen Küste liegt!"

„Weißt du noch, wie Paul voriges Jahr ersoffen ist", begann der zweite wieder, „draußen zwischen den letzten Sandbänken? Erst hat er noch ganz gut schwimmen können, plötzlich hat er angefangen, um sich zu schlagen und dann sackte er ab, bevor einer ran war. Und als sie ihn dann gefischt haben nach zwei Tagen, sah er so anders aus. Glaubst du, daß die Toten im Kriege auch so anders aussehen?"

„Woher soll ich das wissen, Mensch", erwiderte Heinz, der älteste, schroff. „Tot ist tot! Ich möchte nicht so früh sterben!"

Und nach einer Pause sagte er: „Hat einer von euch schon mal ein Mädchen geküßt?"

„Denkst du schon wieder an Margot", sagte ich. „Alter Idiot!"

Wir begannen, im Wasser zu raufen. Dann schwammen wir zur Küste zurück.

„Jetzt geht Margot in ihr Zimmer", sagte einer, „wir müssen uns ranhalten!"

Am Strand zogen wir uns rasch an. Das letzte Abendrot säumte die Küste ein, als brenne dahinter irgendwo die große Welt.

Wir liefen durch die Dünen, umschlichen die Villen, trotteten in einen Hof. Dort zerrten wir eine verborgene Leiter aus dem Dunkel und stellten sie an einen Stall an. Der Aelteste stieg hoch. Wir anderen hielten unten Wache. Das war unterhalb von Margots Zimmer. Der eine, der oben war, lugte dann vorsichtig durch die Scheiben, um Margot noch einmal zu sehen. Er sah aber nie viel von

ihr, weil die Fenster verhängt waren. Wenigstens sagte er das. Trotzdem wiederholten wir dies Manöver an vielen Abenden. Wir Jüngeren durften nie rauf. Heinz hätte uns die Knochen kaputt geschlagen. Denn Margot war seine große Liebe. Und wir Kleinen waren nur die Helfershelfer.

— — — — — — —

Der Krieg wurde erklärt. Eine Panik bemächtigte sich der heimatlichen Ostsee-Insel. Kavalleriepatrouillen übernahmen den Wachdienst an der Küste. Die Väter rückten ins Feld.

Wir kletterten in die höchsten Baumkronen und hielten Ausschau nach den Kriegsschiffen, die aus dem Hafen ausliefen. Wir tobten nach wie vor durch die Wälder, wilderten unter den Enten in den Rohrkamps am Haff und jagten auf Fahrrädern quer durch die Insel. Wir fühlten uns freier als je. Unsere Wildheit wuchs mit der Unruhe, die die Erwachsenen befallen hatte. Alle Gerüchte, die schon die alten Leute erschauern ließen, steckten wir uns wie große, giftige Geheimnisse zu. Wir stopften unsere Träume voll damit und kamen nie mehr ganz zur Ruhe. Die Taten, die Männer irgendwo fern auf fremder Erde in Feindesland vollendeten, brachten uns unsere eigene, beinahe noch kindhafte Jugend zum Bewußtsein wie einen Vorwurf. Wir ersannen uns wilde, grausame, gefährliche Spiele, um zu beweisen, daß wir auch schon auf dem Wege waren, Männer zu werden.

Der Wildeste und Aelteste von uns war Heinz. Der beste Schwimmer, der schnellste Läufer, der einzige, der schon seine ganze Seele an ein Mädchen gehängt hatte. Es war nach außen hin eine harmlose Schulfreundschaft zwischen ihm und Margot. Diese Freundschaft aber war für ihn so etwas wie der Grund aller Dinge. Daran konnte keine Macht der Welt etwas ändern.

— — — — — — —

Der Ort war vollgestopft mit Soldaten und Matrosen.

Und während wir Jungens noch unsere wilden Spiele trieben, hatte das fünfzehnjährige Mädchen Margot schon ein Amt in der Bewirtung der Truppen. Wenn wir aus den Wäldern heimkehrten in die Häuser, sahen wir sie oft stehen mit den Kriegsfreiwilligen.

Auch Heinz sah es. Er war groß und breit und für seine vierzehn und ein halb Jahre schon gut entwickelt. Tagelang schlief der Junge nicht. Eifersucht befiel ihn. Der Krieg hatte das Mädchen Margot mit einem Schlage zum Fräulein gemacht, das für ausgewachsene Männer schon in Betracht kam. Jetzt galt für Heinz nur eins: so rasch wie möglich unter die ausgewachsenen Männer zu kommen. Er meldete sich bei verschiedenen Regimentern als Kriegsfreiwilliger. Ueberall wurde er abgelehnt wegen seiner Jugend. Stundenlang trabten wir durch die Wälder und berieten. In dem Jungen war eine Unruhe, die geradezu beängstigend war.

Eines Tages fälschten wir das Geburtsjahr auf seinen Papieren. Wir machten es sehr geschickt mit jener Hellsichtigkeit, die nur Fälschern mit reinem Herzen gelingt. Es ging alles ohne Zwischenfälle. Acht Tage später stieg Heinz in die Uniform.

Bevor es an die Front ging bekam er noch einen kurzen Urlaub.

— — — — — — —

Dieser Urlaub war für ihn eine Reihe schöner, sonniger Herbsttage am Meer. Wir umschwärmten Heinz in seiner Uniform. Auch Margot umschwärmte ihn. Sie ging mit ihm stundenlang in den Wäldern spazieren und während dieser Zeit durfte keiner von uns durch den Wald streifen. Sie saßen in den Dünen am Strand und eines Abends sah ich ihr Schattenbild in den Himmel ragen und sah, wie sie sich küßten.

„Du“, sagte Heinz am letzten Tage, „bald werde ich alles wissen. Wissen was Krieg ist, wissen, was der Tod ist und wenn ich dann wiederkomme, werde ich wis-

sen, was Weib ist. Margot hat sich mir versprochen. Sowie ich mit der ersten Auszeichnung heimkehre! Du, ich werde alles wissen, alles erfahren! Ich liebe dieses Mädchen sehr und alles wird einfach sein, wenn ich an sie denke. Trotz aller Gefahr werde ich das erleben! Nur Männer fallen! Und das gehört doch dazu, um ein Mann zu sein: zu wissen, was eine Frau ist!"

So hing der Junge sein Leben an den Segen des Mädchens. Er war gläubig, wie nur ein Kind gläubig sein kann.

Ich aber wurde der Mitwisser seiner Gläubigkeit. Die Briefe, die für Margot bestimmt waren, schickte er an mich. Ich steckte sie ihr dann heimlich zu. So konnten die Eltern des Mädchens die Briefe nicht kontrollieren und niemand wußte etwas von den Geheimnissen, die zwischen ihnen waren.

Mir selbst schrieb er kurze Zettel von der Ostfront. Von Gewaltmärschen und Gefechten und Sterbenden. Immer aber half sein Glauben an den Segen des Mädchens ihm durch die Sturmangriffe.

— — — — — — —

Das ging gut durch viele Monate hindurch. Immer, wenn ich einen Brief brachte, riß Margot ihn mir aus der Hand; sie las ihn aufgeregt. Ihre Anteilnahme war offensichtlich.

Und wenn sie mich dann ansah und sich bei mir bedankte, war ich immer sehr froh. Kann sein, daß ich mich dabei selbst ein bißchen in sie verliebte. Aber nie hätte ich gewagt, solche Gedanken bis zu Ende zu denken. Denn ich wußte doch, daß das Mädchen sich dem draußen im Feuer versprochen hatte und ahnte, daß ihre Treue sein Leben war.

Dann aber wurde es anders. Margot kam nur sehr unregelmäßig zu den Treffpunkten, die wir verabredet hatten; sie steckte die Briefe, die ich ihr gab, ein und las sie

irgendwann später. Außerdem war sie so seltsam damenhaft.

Der Junge schrieb nun von der Front traurige Briefe an mich. Briefe voll Beschwörung und voller Angst um das Mädchen. Er beschuldigte mich, ich unterschlüge seine Briefe an sie. Er hatte vollkommen die Nerven verloren und ich suchte, ihn zu trösten, so gut es ging. Immer wieder meldete er tollkühne Vorstöße, zu denen er freiwillig vorgegangen war, um die Unruhe wegen des Mädchens los zu werden.

Ich habe später oft darüber nachgedacht und in den Briefen gelesen: wie einer so nahe einem tausendfachen Tod so sehr einer Frau verfallen sein kann! Das aber war das Wunder seiner Unberührtheit: Das Geheimnis Weib war ihm größer als das Geheimnis Tod. Und so lange diese gläubige Unberührtheit ihn schirmte, war er gefeit.

— — — — — — —

Immer seltener sah ich Margot. Immer fremder wurde sie mir.

Dann gingen Gerüchte durch den Ort, daß zwischen ihr und dem Hauptmann, der bei ihren Eltern wohnte, etwas im Gange sei. Ich spionierte ihr nach. Ich bewachte ihre Schritte bei Tag —, und so gut es ging aus der Ferne —, ihren Schlaf bei Nacht. Sie war mit dem Hauptmann viel zusammen. Das war alles, was ich feststellen konnte.

Um diese Zeit schrieb Heinz von draußen immer trostloser. Er war ganz verfallen mit sich und den Dingen. Niemand traute er mehr. Auch sich nicht. Seine Beschwörungen und seine Vorwürfe beunruhigten mich.

Ich lief oft stundenlang an der Küste entlang und konnte zu keinem Entschluß kommen. So viel war sicher: Margot war für ihn verloren. Eine dunkle Ahnung sagte mir, daß damit auch er verloren war. Außerdem quälte mich das Mißtrauen, daß er mir gegenüber offenbarte.

Und dann: es war wohl auch etwas eigenes Verliebtsein in Margot dabei.

Auf jeden Fall: ich stahl den Revolver, der bei uns zu Hause eingeschlossen war. Ich stahl sechs Schuß Munition dazu. Dann wartete ich noch zwei Tage. Und dann geschah es.

Es waren die ersten sonnigen Tage des Frühsommers. Seit Mittag lag ich in einer Mulde in den Dünen und wartete. Ich wußte, daß Margot mit dem Hauptmann am Strand spazierengehen würde. Stundenlang lag ich da. Ich spielte mit dem Browning. Ich zielte nach Dampfern, die über das Meer kamen und aussahen, wie eingequetscht zwischen die Bläue des Meers und die Bläue des Himmels. Ich zielte auf die Möwen, die groß und leuchtend über mir ihre Bahnen zogen. Die Luft flimmerte über dem Sand. Ich saß unbeweglich. Der Wind, der vom Meer kam, rieb sich wund an den spröden Gräsern der Dünen, stundenlang hörte ich ihr verkümmertes Lied. Wie oft hatte ich mit Heinz so dagelegen und in den Himmel gesehen. Wie oft hatten wir hier abenteuerliche Pläne ausgebrütet.

Gegen Abend ging Margot mit dem Mann über die Dünen. Sie wanderten am Wasser entlang. Ich schlich durch die Dünen. Der Dunst der Dämmerung kroch schon aus dem Wald hervor.

Man konnte es genau sehen: der Hauptmann warb um das Mädchen. Ein Instinkt sagte mir: noch ist nichts zwischen ihnen geschehen; noch könnte Margot zu ihrer Treue zurückkehren, noch könnte ihr Segen für den Kämpfenden draußen heilsam sein.

Plötzlich bogen die zwei unten vom Wasser ab und kamen auf mich zu in die Dünen. Es war weit abseits vom Ort, dort wo wir Jungens immer geschwommen waren, dort wo ich Margot in den Armen von Heinz gesehen hatte.

Ich zitterte. Als das Paar den halben Weg bis zu

den Dünen zurückgelegt hatte, küßte der Mann das Mädchen.

Ich sah den anderen draußen in den Gefechten, ich hörte seine Beschwörungen. Ich wußte mir keine andere Rettung mehr. Ich zog den Browning und schoß das Magazin leer. Schoß auf den Offizier, der das Mädchen umschlungen hielt. Ich sah, wie Margot kreischend fortlief. Ich sah, wie der Mann unschlüssig in der Dämmerung stand. Ich warf die Waffe weg und sprang in den Wald.

Auf die große Entfernung hatte kein Schuß getroffen. Das aber verwirrte mich noch mehr.

— — — — — — —

Am Abend schlich ich durch den Ort. Ich stieg auf den Stall unter Margots Fenster und sah, wie lange nach Mitternacht, als alle schliefen, das Mädchen sich zu dem Hauptmann ins Zimmer schlich.

Am Morgen stellte ich Margot zur Rede. Ich sagte ihr, daß ich derjenige sei, der geschossen hätte. Ich sagte ihr auch, daß ich in der Nacht alles genau beobachtet hätte. „Ja", sagte sie, „in dieser Nacht ist es geschehen!" Sie sagte es sehr sicher. Ich wußte damals noch nicht, daß Gefahr und Bedrohung die Entschlüsse lockern und die Menschen zueinander treiben.

Dann kam die Nachricht, daß in derselben Nacht Heinz draußen bei einem Vorstoß in der Nähe von Dünaburg im Nahkampf gefallen ist. Im Alter von noch nicht sechzehn Jahren!

Margot zuckte die Achseln als sie die Nachricht hörte und weinte nicht. Sie war zu sehr beschäftigt mit den ersten Heldentaten ihres begonnenen Weibtums.

Das aber ist die große Gnade Gottes: daß sie nicht weiß, daß sie an dem Tod schuld ist.

— — — — — — —

Später kamen die Tagebücher von Heinz zurück in die Heimat.

Er hat die Gesichter der Toten gesehen und die andere Küste jenseits im Osten unserer See. Er hat seinen Mann gestanden in den Gefechten und an das Gelübde des Mädchens geglaubt. Das Geheimnis Weib hat er nie erfahren. Sein Gelöbnis band ihn an die heimatliche Insel, für die er starb.

Das aber ist das Seltsame: daß er das Mädchen noch kurz vor seinem Tode gesegnet hat.

Ich aber denke, daß dieser ferne Segen von ihm es war, der meine Schüsse nicht treffen ließ. Denn der Segen der Sterbenden hat große Macht —, mehr Macht sogar als die Verfluchung, die sie selbst vorher in trüben Stunden vollbrachten.

JOSEF MAGNUS WEHNER.

DAS ZWEITE GESICHT.

Wenn auch jeder Soldat durch die dauernde Nähe des Todes auf das Letzte gefaßt war, so hatten einige doch ein tiefes und sicheres Wissen um Leben oder Tod, das sich weder durch tröstlichen Zuspruch noch durch Häufung von Schrecken und Gefahren erschüttern ließ.

Da ist der Unteroffizier Eduard Lang, ein katholischer Lehrer, der schon früh wußte, daß er sterben müsse. Er bereitete sich gewissenhaft auf den Tod vor. Man sah ihn oft betend oder in die Betrachtung der heiligen Schriften vertieft. Er las Leibnizens Theodizee und suchte sich schon zwei Jahre vor seinem Tode in der jenseitigen Welt heimisch zu machen. Obwohl ihm sein Ende sehr gewiß war, verfiel er nicht in Traurigkeit. Vielmehr sang er auf ermüdenden Märschen, oft allein, seine fröhlichen Soldatenlieder über die ganze Kompagnie hin; er gründete einen Gesangverein, der die Feldmessen chorisch verschönte und war ganz das Gegenteil eines Todeskandidaten. Am Tage vor dem Abmarsch in die Verdunschlacht suchte ich ihm seine bestimmte Aussage, er werde jetzt fallen, auszureden. Ich bot ihm endlich als Schicksalsprobe eine Partie Schach an: verliere er, so wolle ich an seinen Tod glauben. Er

nahm lächelnd an. Ich spielte zuerst vorsichtig, dann, ohne daß er es merkte, auf Verlust. Der Eifer des Spiels hatte ihn so gefangen, daß er ausgezeichnete Züge machte und die Partie sicher gewinnen mußte. Plötzlich aber, gegen Ende, setzte er sich selbst in ein Mattnetz. Wir waren beide erschrocken. Drei Tage darauf fiel er.

Ein anderer Kamerad hatte gleich zu Anfang des Krieges sein okkultes Erlebnis, daß ihn sicher machte. Er geriet beim Vormarsch in Trommelfeuer, der Luftdruck einer schweren Granate riß ihn zu Boden. Während er halb betäubt dalag, fühlte er, wie eine Gestalt sich von ihm loslöste, sein zweites Ich, sein Schutzgeist, oder wie man sie auch benennen möge. Die Gestalt sagte zu ihm: „Dir wird nichts geschehen.“ Diese Gestalt war von da an in jeder Todesgefahr bis zum Kriegsende bei ihm. Nichts vor Verdun oder an der Somme konnte die Ruhe des Mannes erschüttern.

Mein Freund, der ehemalige Gefreite Hans Blank hatte vor Verdun sein visionäres Erlebnis. Er war Melder der Kompagnie und hatte sich in den furchtbarsten Lagen bewährt. Vor dem letzten Sturm gegen Fort Souville sollte er wieder eine Meldung nach Douaumont zurückbringen. Es war das denkbar fürchterlichste Trommelfeuer. Dennoch sprang er in der Morgenfrühe aus dem Graben. Man sah ihn laufen, sich hinwerfen, aufspringen, plötzlich verschwand er in einer schwarzen Rauchwolke. Er erzählte später, eine Granate sei unmittelbar neben ihm explodiert und habe ihm die Brille zerschlagen, ohne die er sich nicht zurechtfinden konnte. In seiner Not habe er gebetet und plötzlich habe er die Mutter Gottes auf sich zukommen sehen. Sie habe ihm die Hand gereicht und in das Fort geführt. Vor dem Eingang sei sie verschwunden. Blank ist Kaufmann, ein durchaus nüchterner Mensch, der nie von Gott, Religion oder Kirche spricht.

Zu eben diesem Hans Blank kam in der Bruleschlucht vor Douaumont ein oberbayerischer Infanterist, Dienst-

knecht, ein wortkarger Mensch von schlichtem Verstande. Wir sollten in der Nacht bei Fleury in Stellung gehen, um kurz darauf den letzten Sturm in Richtung Souville zu unternehmen. Der Mann erzählte dem Gefreiten nach einer umständlichen Einleitung von einem Mädchen seines Dorfes, mit dem er in Briefwechsel stand, zog dann seine gebündelte Habe, Geld und Briefe aus der Tasche und gab sie Hans Blank, er möge alles nach seinem Tode an das bezeichnete Mädchen schicken. Der Gefreite suchte dem Infanteristen seine Gedanken auszureden, aber dieser bestand darauf, er werde ja doch fallen, da helfe kein Gerede, ja, er deutete mit der schweren Hand in seinen Rücken und sagte, er spüre schon lange dort ein sonderbares Ziehen und an dieser Stelle werde es ihn auch erwischen. Blank nahm die Briefe an sich, wir gingen in der Nacht durch Fort Douaumont hindurch in Stellung. Am folgenden Tage war Vorbereitungsfeuer der Artillerie. Unsere Kompagnie lag rechts von Fleury an den Hang gepreßt. Mit Sorge beobachteten wir, wie unsere eigene Artillerie, insbesondere die ausgeleierten Fünfzehnmörser, zu kurz schoß. Plötzlich stürzte ein Mann in das Granatloch, in dem der Bataillonsführer neben mir hockte und meldete, soeben habe ein Fünfzehner-Blindgänger dem Infanteristen R. das Rückgrat zertrümmert, ob man, um dem eigenen Feuer auszuweichen, die Linie nicht ein wenig zurücknehmen könne. Wir krochen an Ort und Stelle und fanden den Mann, der dem Gefreiten Blank seine Briefe gegeben hatte. Er lag auf dem Gesicht, die Granate hatte ihn buchstäblich in die Erde genagelt.

Oft habe ich auch an mir und anderen erlebt, wie jahrelang zuvor geträumte Begebenheiten, Situationen und Landschaften sich plötzlich verwirklichten. Ein Mann hatte zum Beispiel von einem blühenden Baum mitten in einem Hause geträumt. Der Traum fiel in das Jahr 1906. Er war daher gar nicht erstaunt, als wir eines abends kurz hinter der Front vor einer Bar. cke hielten, als eine schwere

Granate niederfuhr, den Bau zertrümmerte und nun ein kleiner Pfirsichbaum in voller Blüte sichtbar wurde, um den herum unsere Lager-Vorgänger ihre Notbaracke gebaut hatten.

Von mir selbst will ich nur wenig erzählen. Ich hatte die keineswegs beneidenswerte Gabe, den Kameraden vor einem Angriff oder vor einem Gang in die Stellung ihr Schicksal anzusehen. Ich wußte insbesondere mit Sicherheit, wer fehlen würde, ich sah es den Leuten an den Augen an. Wem der Tod bestimmt war, dessen Auge war eigentümlich verändert. Ich verstehe nichts von Augendiagnose, aber ich glaube, die Sicherheit oder Unsicherheit des Lebens hat ihr festes oder schwankendes Abbild im Auge. Wer fallen sollte, bei dem verwischten sich die Konturen dieses Bildes, wie die sich auflösenden Ränder eines Kristalls. Der Tod löste die individuelle Beständigkeit auf. Keine noch so erzwungene, haltungsmäßige Ruhe konnte über die Schatten des Verfalls hinwegtäuschen. Ich habe diese Gabe oft verwünscht, aber sie ließ sich nicht fortbannen, sie wirkte sogar in der Ferne, indem das Bild eines Kameraden unwillkürlich vor meine Gedanken trat. So habe ich, als ich noch einen Brief an meinen Bruder und an meinen besten Freund, den Dichter Otto Moelke schrieb, gewußt, daß diese Briefe die letzten seien. Sie kamen beide zurück mit dem Vermerk: „Auf dem Felde der Ehre gefallen."

WERNER BERGENGRUEN.

DIE VERGELTUNG.

Endlich versackte die Sonne hinter dem langgestreckten Kiefernwalde. Die Hitze ließ nach, wenigstens war nun den Reitern diese Einbildung gestattet. Auf den Feldern zirpten die Grillen, und aus den verdunstenden Tümpeln kam heiser das unaufhörliche Quarren der Frösche. Irgendwo, in der Ferne des Horizontes, lagerte sich der breit aufsteigende schieferfarbene Rauch eines Waldbrandes, nahm, gleichsam zum Hohn, die Gestalt einer Wolke an, von der sich Regen, Labung und Löschung erwarten ließen. Waldbrände waren häufig in diesem Sommer der Glut, Sommer der zahlreichen regenarmen Gewitter, Sommer der großen Vormärsche. Unter den Mannschaften hieß es oft: „Die Kosaken zünden die Wälder an.“ Andere sprachen von den Scharen bäuerlicher Flüchtlinge, von Unvorsichtigkeiten eigener Truppenteile. Verhalte sich dies, wie es will, gewiß reichten geringe Zufälligkeiten aus, um dürre Wälder zu drohenden Fanalen auflodern zu machen.

Die Patrouille des Vizewachtmeisters und Offiziersaspiranten Bunga ritt im Schritt den Feldweg entlang. Bunga warf einen Blick auf die Karte, deutete auf einen

kleinen, zwischen niedrigen Birken und Obstbäumen gelegenen Bauernhof in der Ferne und sagte:

„Da bleiben wir über Nacht. Die Pferde können Ruhe brauchen. Unser Auftrag fängt erst morgen früh an. Vorläufig haben wir ja noch unsere Infanterie vor uns. Rauchen Sie?“

Diese Worte, dies hingehaltene Etui wandten sich an den kriegsfreiwilligen Unteroffizier Schwichardt, ein hübsches, siebzehnjähriges Kind, das bestaubt und gedörrt neben Bunga ritt.

Schwichardt dankte und nahm. Während er seine Taschen nach dem Feuerzeug durchwühlte, betrachtete er, — wie oft hatte er das schon getan! — rätselhaft angezogen und abgestoßen Bunga's Profil.

Bunga wandte sich zu ihm, das dargebotene Feuerzeug in Empfang zu nehmen, und Schwichardt schlug scheu die Augen nieder.

„Sonderbar“, grübelte er, „daß Bunga immer Zigaretten hat. Zu kaufen kriegt man nichts, die Post kommt tagelang nicht heran, niemand hat etwas Rauchbares mehr, nur er. Und wie tadellos rasiert er immer ist. Vormarsch, Vormarsch, Tage und Tage in Wäldern und Sümpfen, vielleicht verzähle ich mich, es sind Wochen oder Jahrzehnte, kaum kommt man dazu, sich mal zu waschen, selbst der Rittmeister sieht aus wie ein Stacheligel: aber Bunga immer peinlich sauber rasiert, immer Zigaretten, immer dies gleiche Gesicht, — ist es nun brutal oder hochmütig?“

Es fiel ihm ein, daß Bunga nie eine Müdigkeit zu erkennen gegeben hatte, obwohl von diesen Vormärschen oft kaum erdenkliche, kaum in der Erinnerung wiederherstellbare Anforderungen erhoben worden waren. Schwichardt bewunderte ihn als den besten Patrouillenführer des Regiments; aber es gab keine Einzelheit in Bunga's Bewegungen und Gesichtszügen, keine Klangfarbe in seinen Worten, die ihn nicht verletzt hätte, als der menschlich nicht zu erfassende Ausdruck einer Wesensart, vor der ihm schauerte.

„Woran denken Sie, Schwichardt?“ fragte Bunga mit kühlem Spott. „An Ihr großagrarisches Zuhause, an die verlassene Obersekunda, an Mammi und die Tanzstundenflamme?“

„Ich . . . ich sehe mir den Boden an“, antwortete Schwichardt verwirrt. „Tatsächlich, ein guter Weizenboden“, fuhr er hastig fort, „nur für drei Mark Kunstdünger brauchte man, wo wir zu Hause für sechzehn nehmen müssen. Aber diese Panjes hier sind ja zu —“

„Na ja“, sagte Bunga zerstreut. Er war Städter und Bergreferendar, Land und Boden galten ihm wenig.

Einige Minuten ritten sie schweigend. Bunga sah grüblerisch vor sich hin. Plötzlich lächelte er, hob den Kopf und fragte:

„Sagen Sie, Schwichardt, entsinnen Sie sich noch an Konstantinowka?“

„Das verbrannte Dorf, wo wir neulich durchkamen? Es rauchte noch an allen Ecken und Enden, und eine Glut war darin wie im Backofen. Ich habe mir Birnen von einem Baum gepflückt, richtig gedörrt waren sie von der Brandhitze.“

„Ja“, sagte Bunga, „und dieser Geruch, halb nach Brand, halb nach Aas. Dieser sonderbare, süßliche Geruch, — vielleicht der typische Geruch des Krieges. Eigentlich habe ich ihn ganz gern.“

„Ich finde ihn scheußlich, Herr Wachtmeister“, erwiderte Schwichardt geärgert. „Zum Speien ist er mir.“

„Ach nein, sagen Sie das nicht. Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit an den Mensurgeruch. Das war so etwas aus Jodoform, Blut, Schweiß, Bier und Tabaksrauch. Erst kommt es einem widerlich vor, dann gewöhnt man sich und wird anhänglich. Aber wissen Sie, was mir eingefallen ist? In Konstantinowka, da lagen zwischen den rauchenden Balken an zwei Dutzend verkohlte Russen. Alle nebeneinander in Reih und Glied. Ich denke mir, da muß ein Feldlazarett gewesen sein und es waren Schwerverwundete.

Und als das Dorf unter Artilleriefeuer kam und anfing zu brennen und die Russen zurück mußten, da haben sie die Kerle in der Eile nicht mehr mitnehmen können. So sind sie verbrannt. Auf dem Rücken lagen sie da, Ellbogen aufgestützt, Arme ausgebreitet, Knie hochgezogen. Mit ganz gleichen Abständen voneinander. So wie man sie wohl im Feldlazarett auf ihre Strohschütten gelegt hat. Einer immer genau in der gleichen Stellung wie der andere. Ich denke mir, das muß ein natürlicher Vorgang gewesen sein, etwas Physikalisches. Vielleicht, daß die Hitze die Knochen in einer bestimmten Weise ausdehnt, was weiß ich? Und wissen Sie, wie es mir vorkam? Sie lagen alle so da, in einer Stellung wie . . . nun, ja . . . genau wie eine Frau, die im nächsten Augenblick eine Umarmung erwartet. Und wer weiß, vielleicht ist das Sterben auch gar nicht anders. Dummes Zeug. Ach was, Frauenzimmern und Schwerverwundeten ist eben nicht zu helfen."

Der kleine Schwichardt riß seine kindlichen Augen weit auf. Es sah aus, als wolle er sich schütteln, doch unterdrückte er die Bewegung. Er schwieg.

Bunga lächelte, halb spöttisch, halb melancholisch:

„Ja, mein Jungchen . . ."

Vor dem Hause ließ Bunga halten und absitzen. Es war eine ärmliche, verwahrloste Bauernhütte mit baufälligen Nebengebäuden, von einem zerbrochenen, halbverfaulten Plankenzaun umgeben. Vor den Fenstern blühten Sonnenblumen und Georginen, richtige bunte Bauernblumen.

Während die ausgedursteten Leute sich gierig auf den Ziehbrunnen stürzten, ging Bunga auf das schlanke, dunkelhaarige Mädchen zu, das beim Kommen der Reiter aus der Haustür getreten war.

„Guten Tag", sagte er. „Wo ist der Bauer?" Er stammte aus der Grenzgegend, das Polnische war ihm geläufig.

„Der Vater ist nicht da. Vorgestern haben die Rus-

sen ihn mitgenommen. Als Vorspann. Mit unserm letzten Pferde."

„So. Wir bleiben über Nacht hier. Du brauchst keine Angst zu haben. Es wird nichts fortgenommen. Nur ein bißchen Heu brauchen wir."

„Bitte, Herr", sagte das Mädchen und schlug vor seinem Blick die Augen nieder.

Bunga wandte sich um und ging über den Hof, warf einige Blicke in den leeren Stall und die Scheune und sagte dann:

„Absatteln. Gebt ihnen tüchtig Heu. Achten Sie darauf, Schwichardt, daß nicht zu früh getränkt wird, dann aber gründlich. Und daß die Pferde gut geputzt werden. Ich sehe sie mir heute Abend noch einmal an."

Dann ging er an den Brunnen und wusch sich.

Als er fertig war, zündete er sich eine Zigarette an und trat zu dem Mädchen, das barfüßig auf dem Hofe stand und den Soldaten zuschaute, halb neugierig, halb beunruhigt.

„Wie heißt du?"

„Bronislawa."

„Ein hübscher Name. Aber ein Mädchen wie du muß auch einen hübschen Namen haben."

Sie lachte ein wenig —, verlegen, abwehrend, geschmeichelt.

„Sind wir die ersten Deutschen, die du zu sehen bekommst?"

„Die ersten, die auf unsern Hof kommen. Gestern habe ich da drüben eure Fußsoldaten gesehen, so viele waren es! Aber sie sind nicht hereingekommen."

„Nun, und wie sind die Deutschen, Bronja? So schlimm, wie eure Zeitungen schreiben?"

„Zeitungen lese ich nicht. Aber warum sollt ihr schlimm sein? Polen, Moskalen, Deutsche —, das ist doch im Grunde dasselbe. Alle sind Menschen, alle Gottes Geschöpfe. Gute und schlechte Leute gibt es überall."

„Aber schöne Mädchen sind selten. Ich bin froh, wenn ich dich ansehe.“

„Ach, was reden Sie da, Herr! So ein feiner Herr wie Sie. Und zu Hause haben Sie doch sicher viel schönere. Gewiß haben Sie eine Braut. Oder einen Schatz, so eine Dame mit einem großen Hut und einem Seidenkleid.“

Schwichardt kam mit einer dienstlichen Frage. Bunga fertigte ihn mit Kürze ab. Dann setzte er hinzu: „Ich schlafe im Hause. Sie werden die Läuse fürchten, Schwichardt. Ich rate Ihnen, sich einen Platz im Heu zu suchen.“

Schwichardt errötete. Im Davongehen biß er plötzlich die Zähne aufeinander und krallte die Nägel in die Handflächen.

Bunga prüfte Unterbringung und Versorgung der Pferde, teilte die Wachen ein und gab noch einige Anordnungen. Dann befahl er seinem Putzer, ihm Mantel, Woilach und Packtaschen ins Zimmer zu bringen, und ging hinein.

Die Stube enthielt den gewöhnlichen polnischen Bauernhausrat: einen ungeheuren Ofen mit Herd, eine Ofenbank, einen Tisch, Stühle und Laden und ein riesiges Bett, auf dem Federkissen von absurder Größe lagen. Die bläulich gekalkten Wände waren mit grellbunten Heiligenbildern bedeckt. „Muttergottes von Czenstochau, bitte für uns!“ Daneben hingen einige Photographien und ein Oeldruck, der die kaiserliche Familie vorstellte.

Bunga befahl dem Putzer, ihn um drei durch Anklopfen ans Fenster zu wecken und entließ ihn.

Er zündete eine Kerze an, nahm aus seinem Kochgeschirr ein Kommißbrot und aus seinen Packtaschen eine Wurst, eine Dose Oelsardinen und eine Flasche Cherry Brandy.

Bronislawa kam in die Stube. Ungewiß, ob sie noch hineingehörte, blieb sie an der Tür stehen. Sonderbare Befangenheit: war dies Haus noch das ihre, war sie selbst noch heimisch in der Wirrung dieser zerbröckelnden Welt?

Bunga sagte: „Komm, Bronja. Setze dich zu mir. Wir wollen zu Abend essen.“

Sie sträubte sich. Dennoch mußte sie sich der Empfindung überlassen, daß alle Ordnungen des Lebens aufgehoben waren.

„Sie dürfen mich nicht bewirten. Sie sind doch der Gast hier.“

„Ein schöner Gast! Weißt du nicht, wie die Russen sagen: ein ungebetener Gast ist schlimmer als ein Tatar.“

Bronislawa brachte Butter und Milch. „Nehmen Sie, was Gott gegeben hat.“

„Komm, setze dich her. Jetzt hat jeder von uns etwas gebracht, jetzt lasse uns zusammen essen.“

Sie setzte sich zu ihm und aß einige Bissen. Ihre Scheu lockerte sich, während er erzählte, plauderte, kleine Schmeicheleien verstreute. Sie lachte. Ein lustiger, freundlicher Herr, und gar nicht stolz! Sie ließ es geschehen, daß er sie näher zog.

Bunga nahm die Flasche, goß die dunkelrote Flüssigkeit in den Feldbecher. „Da, versuch einmal, Bronja, es wird dir schmecken.“

Sie ließ sich eine kleine Weile nötigen.

„Das ist gut, das ist süß“, sagte sie lachend nach dem ersten Schluck. „Ich habe nur einmal in meinem Leben Schnaps getrunken, aber keinen Herrenschnaps, wissen Sie, so einen gewöhnlichen aus der Monopolbude. Aber dieser ist so süß, so herrlich —, von Kirschen, ja?“

Währenddessen lag Schwichardt im Heu der Scheune, den zusammengerollten Mantel unter dem Kopf.

„Wie er sie angesehen hat, vorhin! Und wie er mich wegschickte! Ja, ich hätte sie warnen mögen, schützen mögen, das hat er gefühlt. Aber was denn, ich kann ja kein Wort Polnisch.“ Plötzlich fiel ihm seine Schwester ein. Dies Mädchen hatte vielleicht auch einen Bruder, einen Verlobten . . . „Aber was geht das mich an, daß ich hier liege und nicht schlafen kann vor Wut, während Bunga . . . Hole

ihn doch der Teufel! Aber immer er, immer er! Ich hasse ihn, warum muß ich ihn denn immer bewundern? Wenn man mir einmal seine Chancen gäbe, einmal einen selbständigen größeren Auftrag, eine Fernpatrouille wie diese, — ich wollte schon zeigen, was ich kann . . ."

Neben ihm im Dunkel wurde geschnarcht. Das Schlafbedürfnis seines Körpers stritt noch eine Weile gegen die Erregtheit seiner Gedanken. Endlich nahm er ein dunkles Schuldgefühl vor seiner Schwester mit in den Schlaf hinüber.

Bronislawa hatte einen roten Kopf bekommen und lachte laut, sie wußte selbst nicht, worüber. Heiß und lustig war es ihr zu Mut. Manchmal sah sie ihren Gast, manchmal sah sie dunstige Schleier, das war unergründlich, aber es stimmte zu einer wilden Heiterkeit. War das sein Arm, sein Mund? Es konnte auch Schleierwerk sein, darüber lachte sie von neuem.

Um drei Uhr klopfte der Putzer ans Fenster. Bunga sprang aus dem Bett und sah sich böse in dem von brackiger Dämmerung erfüllten Zimmer um. Auf dem Tisch lagen, sinnlos anzusehen, die Ueberreste des Abendessens, von der Flasche her roch es klebrig, süßlich, widerwärtig. Halb angekleidet ging Bunga zu den Pferden, dann wusch er sich am Brunnen. Zurückgekehrt machte er sich aufbruchsbereit und begann hastig zu frühstücken.

Bronislawa, nach dem wüsten Klopfen am Fenster wieder in den wüsten Abgrund ihres Schlafes zurückgefallen, erwachte jetzt. Bunga hörte Bewegungen und wandte den Kopf. „Guten Morgen", sagte er.

Sie gab keine Antwort.

„Guten Morgen", wiederholte er gereizt. „Kannst du nicht antworten?"

Das Mädchen kauerte schweigend auf dem Bettrand und starrte eine Photographie an, die über dem Bette an der Wand hing. Plötzlich schluchzte sie auf.



„Was hast du?“ fragte er. „Hör’ mit dem dummen Geheul auf.“

Bronislawa antwortete nicht und weinte weiter. Sie hob sich überraschend auf den Knieen, riß die Photographie herunter und drückte sie an sich.

„Was soll das? Was ist das? Gib her!“

Er nahm ihr das Bild aus der Hand. Es zeigte einen jungen Mann, hübsches Dutzendgesicht, Unteroffizier in der Uniform des Dragonerregiments „Wojennago Ordena“.

„Wer ist das?“

„Sie sind schuld an allem! Sie ganz allein!“ — Bronislawa brach aus. „Sie haben mich dahin gebracht! Das ist mein Verlobter, seit fünf Jahren dient er in Garwolin. Sonntags ist er immer herübergekommen, als noch Friede war. Schämen müssen Sie sich vor ihm! Vor vier Tagen habe ich ihn noch gesehen! Sein Regiment war in der Nähe, einen Augenblick war er bei mir, Abschied nehmen. Was haben Sie mit mir gemacht!“

Bunga warf das Bild auf den Tisch. „Der?“ sagte er. „Mach dir keine Gedanken, der ist gefallen.“

„Gefallen!“ schrie Bronislawa. „Das ist nicht wahr! Wie können Sie das sagen!“

„Natürlich ist es wahr. Ich habe ihn sofort wiedererkannt. Ich habe ihn selbst erschossen.“

„Nein, nein! Gott, das kann ja doch nicht sein!“

„Es ist aber so. Vorgestern früh war es. Wie liegen abgesessen am Waldrand, kommt eine Kavalleriepatrouille, ein Unteroffizier und fünf Mann. Wir lassen sie ganz nahe heran, ehe wir Feuer geben. Ich schoß selbst auf den Führer, zweimal. Einen Schuß in die rechte Schulter, einen zweiten in den Kopf, genau über dem rechten Auge. Er war gleich tot. Derselbe, der hier auf dem Bilde ist. Laß dein Heulen, machst ihn nicht lebendig. Ich muß jetzt fort. Da —, ich will dir etwas schenken.“

Er griff nach seinem Brustbeutel.

„Ich will nichts von dir! Laß mich! Geh, du Teufel!" schrie Bronislawa.

Bunga zuckte die Achseln, nahm seine Sachen und ging.

Die Pferde waren schon gesattelt. Bunga ließ sein Gepäck aufschnallen. Schwichardt sah Bunga von der Seite her an und errötete vor Ingrimm.

Dann ritten sie ab. Der Morgen war fahlgrau, drohend, schon jetzt von der bleiernen Hitze des kommenden Sonnenhochstandes erfüllt.

Vier Stunden später erhielt die Patrouille Feuer, als sie sich durch spärliches, trockenes Wacholdergebüsch dem Waldrande näherte. Die Reiter machten kehrt und stoben auseinander. Hinter einem kleinen Hügel fanden sie Dekkung. Alle Pferde waren zur Stelle, ein Reiter fehlte, es war Bunga. Sie wußten nicht, ob er schwerverwundet oder tot war, sie mußten ihn liegen lassen, der ganze Wald war lebendig geworden.

Unteroffizier Schwichardt übernahm die Führung der Patrouille.

Ein Landwehrunteroffizier, der großen Bagage zugeteilt, ritt einige Tage danach als Befehlsempfänger zum Korpsstabe. Das Gelände war vom Waldbrand verwüstet. Er hielt an, als er zwischen veräscherten Wacholderstummeln eine verkohlte Leiche gewahrte. Der Tote, den die feuerfesten Ueberreste seiner Ausrüstung als Deutschen und Kavalleristen kenntlich machten, lag auf dem Rücken da, die Ellbogen aufgestützt, die Arme ausgebreitet, die Kniee hochgezogen und geöffnet. Der Reiter beugte sich seitlich nieder und erkannte die Einschußstellen: eine in der rechten Schulter, eine zweite im Schädel, über dem rechten Auge; dann schüttelte er den Kopf und ritt weiter.

EDLEF KOEPPEN.

PETER LEUE LIEST DIE KARTEN.

Als man das erste Mal bei uns im Stab den Namen Peter Leue nannte, wurde er sofort wieder beiseite gelegt.

„Haben Herr Hauptmann von dem Mann in der 4. Batterie gehört, Leue, der die heutigen Verluste angeblich auf das Genaueste vorausgesagt hat?“

„So, hat er! Na Hauptsache, daß er noch lebt. — Also, meine Herren, spielen wir einen Skat.“

Der Fall war erledigt. Am nächsten Morgen hatte auch ich den Namen wieder vergessen.

Gute vierzehn Tage später erst erinnerte ich mich erneut an ihn.

Wir waren nach langen schweren Kämpfen bei Loretto herausgezogen und lagen in der Gegend um Lille in Ruhequartieren.

Dort gab es natürlich auch die üblichen Besichtigungen. Ich hatte als Abteilungsadjutant das Vergnügen, meinen Hauptmann täglich dabei zu begleiten.

Eines Tages landeten wir bei der 4. Batterie. — Die Uebungen am bespannten Geschütz hatten gut geklappt, alles funktionierte wie am Schnürchen.

„Batterie abgesessen", — und Richtübungen begannen.

Wir gingen von Geschütz zu Geschütz. Mein Chef gab selbst die Kommandos. Tadellose Disziplin, schnelles Erfassen der Ziele. Gut.

„Der Richtkanonier da! Gut mein Sohn, aktiv gedient, was?"

Aufstand ein schmaler Mann, eine Brille vor dem weißen Gesicht, auffallend schmale Hände an viel zu weiten Hosen. Er sah wirklich nicht wie aktiv aus. — „Zu Befehl, Herr Hauptmann: 13 bis 14."

„Was sind Sie von Beruf?"

„Lehrer, Herr Hauptmann."

„Name?"

„Kanonier Leue, Herr Hauptmann."

Dabei senkte der Mann seine Augen, als ob er sich dieses Namens schämte.

Und die Kameraden am Geschütz verbargen mühsam ein Grinsen.

Der Batterieführer, Hand am Helm, schiebt sich vor diesen Leue: „Mein bester Richtkanonier, Herr Hauptmann, außerdem zeichnerisch und mathematisch sehr begabt." Er sagt das mit einem Ton, als müsse er den Mann vor irgendeiner Gefahr schützen."

Mein Chef geht weiter. Dreht sich zu mir: „Aufschreiben den Namen." — Und wie ich den Namen aufschreibe, Leue — „Vornamen?" — „Peter" — Peter Leue — da weiß ich: das ist also der Mann von damals; hat Verluste genau vorausgesagt.

Und abends, wie ich einschlafe, denke ich: was will der Chef mit Kanonier Peter Leue?

*

Drei Tage später war Peter Leue zu unserem Stab versetzt. Mein Hauptmann hatte es merkwürdig geheimnisvoll befohlen. Sonst ging nie eine Order hinaus, ohne daß ich sie gegengezeichnet hatte. Hier, diesesmal, saß

Leue bereits auf der Schreibstube, als ich des Morgens eintrat. Seine Meldung machte mich fast verlegen, ich wußte nicht, wozu.

„Der Mann wird Ihnen beim Zeichnen nützlich sein. Wir gehen in sechs Tagen wieder an die Front, es gibt viel zu tun.“ — „Zu Befehl.“ —

Leue war ausgezeichnet. Schnelligkeit, Präzision, Zuverlässigkeit, Fleiß bis zur Verbissenheit; es gab keinen Auftrag, den er nicht sofort, ohne Fragen, erfaßte, keinen, den er nicht in unwahrscheinlich kurzer Frist erledigte. Und als drei Tage vor dem Einsatz des Regimentes die Befehle sich überstürzten, als sich die Situationen mehrmals stündlich änderten, saß er wie in Stein gehauen über der Arbeit.

Er redete nur ganz selten. Die Lippen hatte er bis auf einen schmalen Strich verschluckt. So zeichnete er. Er grub Landschaften ins Papier und — grub sich in die Landschaften. Ja, mehrmals hatte ich diesen Eindruck: er grub sich ein, er verschwand, versank körperlich in seiner Materie.

Einmal nachts, als ich in die Schreibstube kam, saß er da, eingeschrumpft, das Kinn kaum noch auf dem Tisch, die Augen herausgedreht aus einer schrägen, nassen Stirn, und den Mund offen, schnappend, stöhnend, als müsse er ertrinken. Ich erschrak: „Was zeichnen Sie denn noch, Leue, fehlt Ihnen was?“

Und er, keuchend: „Ich bin gerade am Sumpf im Planquadrat C 23, Herr Leutnant.“

Sumpf? — „Aber was schert Sie der Sumpf, lassen Sie das bis Morgen.“ Und er, keuchend und mit Tropfen im Gesicht: „Verzeihen Herr Leutnant, ich muß erst noch durch.“

*

Leues früherer Batterieführer ruft am nächsten Tag an. Meldung: Munition aufgefüllt, Pferdebestand dito. —

„Na, und was macht mein Leue? Spinnt er auch bei Ihnen?"

„Was heißt spinnen? Er ist fabelhaft. Bischen sonderlich; aber das sind diese Schulmeister ja oft."

„Mehr ist Ihnen noch nicht mit ihm passiert? Hat er noch keine Gespenster gesehen? Da könnte ich Ihnen allerhand Sachen erzählen. Na, andermal."

Ich hänge ab. — „Wachtmeister! — Was ist mit dem Leue? Macht er sich?"

„Wenn Herr Leutnant gestatten: arbeiten tut er ja gut. Aber sonst wird niemand aus ihm klug. Ein richtiger Soldat wird's ja wohl nicht sein." — „Wieso? Schlapp, meinen Sie? — Was sagen die anderen Leute zu ihm?"

Der Wachtmeister grinst: „Er redet ja mit keinem. Die glauben, er hat einen Klaps. Komisch ist er ja auch; raucht nicht, trinkt nicht, redet nicht." —

„Ist er verheiratet?"

„Nein, Herr Leutnant."

„Bekommt er viel Post aus der Heimat?"

„Noch nicht eine Zeile. Er hat wohl niemanden. Wer soll auch mit dem —"

Es klopft. Eintritt Leue. „Darf ich Herrn Leutnant sprechen?"

„Danke, Wachtmeister. — Was ist denn, Leue? Sind Sie nicht klar mit der Karte?"

Er legt ein Blatt vor mich auf den Tisch und starrt zu Boden.

Ich vergleiche die Karte mit meinen Notizen. — „Ist doch alles in Ordnung, Leue, was wollen Sie denn?"

Er schluckt, sagt nichts.

„Na, was wollen Sie denn?"

Er schluckt und ich habe plötzlich das Gefühl, daß dieser große Mann vor mir mit Tränen kämpft.

„Leue! Ist Ihnen nicht gut? Reden Sie doch!"

Er verliert seine militärische Haltung, sackt in den Schultern zusammen und schüttelt mehrmals den Kopf.

Was soll ich tun? Wir sind ja schließlich Soldaten, das geht ja schließlich nicht, wir müssen ja schließlich morgen an die Front, die Karten müssen ja schließlich heute abend an die Batterien. — „Leue, sind Sie verrückt geworden!“ — Ich donnerte ihn an. — „Nehmen Sie sich doch zusammen, Mensch, wir können doch hier nicht Theater spielen. Also los, was ist mit der Karte?“

Er streckt seine schmale rechte Hand aus und reckt aus ihr seinen schmalen Zeigefinger und deutet auf eine Stelle der Karte: „Standort der 4. Batterie. Sechs Geschütze, Herr Leutnant. Hier das erste Geschütz, hier das Zweite, das Dritte — —. Aber die drei anderen dürfen hier nicht stehen!“

Also verrückt? Ich hatte ihm genau angegeben: Geschütz neben Geschütz, mit dem normalen Abstand. Und was nun? Drei hat er eingezeichnet, wie befohlen. Und? Und drei, sagt er, „dürfen“ da nicht stehen? — Also komplett verrückt. Ich werde den Hauptmann rufen. Oder nein, ich werde —. Es ist ja gar nichts zu überlegen: „Sind Sie verrückt, Leue? Was heißt „dürfen“, was? Wer hat hier was zu sagen, wer bestimmt „dürfen“ oder nicht „dürfen“, was? Bestimmen Sie oder ich, was? — Was ist los, warum „dürfen“ nicht, was?“ Mich packt eine kochende Wut. Am liebsten möchte ich dem Kerl die Karte um die Ohren schlagen.

Ich sehe hoch.

Er hat die Augen geschlossen, trotz meinem Krach unbeweglich.

Schön, also in Ruhe. „Wollen Sie mir gefälligst sagen, warum die drei Geschütze da nicht stehen ‚dürfen‘?“

Er sieht mich an. Er hat Augen wie ganz heller Bernstein. Ich habe noch nie solche Augen gesehen. Schön eigentlich. Sie stehen ganz still, bernsteingelb, ganz still. — „Na, Leue?“

„S a g e n, Herr Leutnant, kann man das nicht.“

Um seine Lippen, die langsam ein wenig breit werden, kriecht ein ganz dünnes Lächeln, von einem Mundwinkel zum andern und vorüber.

Er knickt den Zeigefinger, zieht die Hand an die Brust.

„Na, was wollen Sie denn“, schreie ich und schlage mit der Hand auf den Tisch.

Seine Augen treffen mich auf der Stirn, zwei, drei Sekunden.

Dann nimmt er das Blatt ganz langsam auf, wird steif im Körper: „Herr Leutnant befehlen. Die drei Geschütze kommen an den befohlenen Platz.“

„Lümmel!“ — Er rührt sich nicht. — „Scheren Sie sich raus! Und wenn mir das noch einmal passiert, lasse ich Sie a tempo ablösen, verstanden?“

Er macht kehrt, geht.

Soll ichs dem Hauptmann sagen? — Ich schlage nochmals auf den Tisch. Ich ärgere mich, daß ich mich mit dem Menschen eingelassen habe. Gut, es bleibt unter uns. Aber wehe Dir, wenn noch mal etwas passiert! —

*

Am nächsten Abend gehen die Batterien in die befohlenen Stellungen. Erste Morgenmeldung nach dem Einrücken: Ruhe an der Fornt. 5. und 6. Batterie nichts Besonderes. 4. Batterie: „Stellung unbemerkt bezogen. Feind schwieg bis sechs Uhr. Dann eröffnete er mit schweren Geschützen ein Zerstörungsfeuer ohne vorheriges Einschießen, bei dem das 4., 5. und 6. Geschütz durch Volltreffer zusammengeschossen wurden. Verluste: 21 Mann, 3 Unteroffiziere, 1 Vizewachtmeister. Davon 20 Mann tot.“

Wie man mir die Meldung vorlegte, dachte ich an Leue: „dürfen da nicht stehen.“

Ich wollte ihn rufen, ich wollte dem Hauptmann Meldung machen von diesem — blödsinnigen Zufall.

Ach Quatsch, ich mache mich ja lächerlich!

Ich ging in die Schreibstube. Leue stand auf, sah mich mit einem verstörten, gequälten Blick an.

„Weitermachen." — Er zeichnete.

*

Zwei Wochen waren vergangen. Unsere Abteilung war inzwischen Reserve der Heeresgruppe geworden; wir rutschten täglich weiter, hin und her, wurden eingesetzt stets da, wo es gerade brenzlich war.

Wer hatte Zeit, sonderlich an Leue zu denken.

Aber nun traf ich ihn wieder.

Ich lag mit einem Telefonisten als Verbindungsoffizier zur Infanterie in einem Hohlweg nahe am ersten Graben. Morgens waren wir dort hingekrochen, jetzt, am Abend, schlug noch das gleiche schwere Feuer auf unseren Abschnitt. Ablösung unmöglich, jeder Schritt außerhalb der Deckungen unmöglich.

Da kam Leue. Zwischen zwei Blitzen stand er, aufrecht, vor mir. Und ein neuer Schuß, schweres Kaliber, mit fauchendem Donner messerscharf über uns hinweg, und trotzdem: da kam Leue, da stand er, da schritt er langsam auf mich zu.

„Leue, Mensch, kommen Sie, los!"

Und er schritt, gestraffter noch. Sprang schließlich ins Loch, Hände an die Hosennaht: „Ablösung für den Fernsprecher. Herr Leutnant sollen bis morgen früh hier bleiben."

Seine Ruhe reizte mich. Ich wollte ihn wieder einmal anbrüllen. Er beunruhigte mich mit dieser wahnsinnigen Ruhe. Aber dann drückte ich ihn — ein Schuß fuhr auf den Rand unserer Deckung — neben mich ans Telefon. Und sagte nichts.

Es kam die Nacht. In einer Feuerpause des Feindes schickte ich den Mann, den Leue abgelöst hatte, zum Stab zurück. Wir waren allein. Wenn eine Flamme vor uns

aufbrach, sah ich in ein bleiches, mageres Gesicht. Seine Augen waren fast immer geschlossen.

Ich zündete eine Zigarette an. „Sagen Sie, Leue, sind Sie eigentlich verheiratet?"

Er zuckte zusammen. „Nein, Herr Leutnant. Und mich nimmt ja auch keine."

„Nanu, Leue, Sie sind doch ein stattlicher Kerl, was?"

Mit geschlossenen Augen (als habe er nicht zugehört): „Ich nehm's auch keiner übel. Unsereiner paßt nicht auf die Welt."

„Haben Sie nie mit Mädchen zu tun gehabt, Leue?"

Mit geschlossenen Augen (er hört wohl noch nicht zu): „Na, es ist ja auch bald vorbei."

Er sagt das so laut und dabei so innig, daß ich ihn rüttle: „Schreien Sie nicht so. Sie müssen ja ins Lazarett, Sie sind ja nicht ganz richtig. Verbinden Sie mich mit der Abteilung, hier muß ein anderer Kerl her."

Er ruckt: „Befehl, Herr Leutnant". Als wäre nichts gewesen.

Die Verbindung ist gestört. Niemand meldet sich.

Ich sitze hier also mit einem Irren, sinnlos, ohne Verbindung mit meinem Stab. „Und die Batterieleitungen, Leue?"

Dasselbe. Gestört. Keine Antwort. Verflucht!

„Also los, Leue, dann müssen wir zurück. Los, bauen Sie ab!"

Er nimmt die Drähte aus den Klemmen, packt die Apparate in eine Zeltbahn.

„Wo ist die Karte?"

Ich falte meine Karte auf und beleuchte sie vorsichtig mit der Taschenlampe.

Da höre ich ein Stöhnen. Leue? Ich richte die Lampe auf ihn. — Und mit einem Schlag steht vor mir: die Situation damals in der Schreibstube. Und es ist genau das gleiche. — Ueber meiner Karte, gelb und tot und unbeweg-

lich: Leues langer, verknöcherter Zeigefinger. Und: ein neues Stöhnen: „Aaach!“

„Leue!“

„Aaach!“

„Leue, ich gebe Ihnen den dienstlichen Befehl: sagen Sie etwas! Ich schieße Sie auf der Stelle nieder, wenn Sie jetzt Ihr Maul nicht aufmachen!“

Pistole raus: „Leue, stören Sie mich nicht! Lümmel!“

Er ist ganz still. — So, wo ist der Weg nach rückwärts. Mein Stab liegt im Planquadrat 17 A. Aha — hier.

Da höre ich ein Schluchzen: „Herr Leutnant — Volltreffer — unser Stab ist tot.“

Erwürgen möchte ich ihn. Ich packe ihn bei den Achselklappen: „Sie sind wohl zu feige, um jetzt hier raus zu gehen, was? Wer sagt Ihnen denn diesen Unsinn, was? Stab tot, Sie Wahnsinniger, er denkt gar nicht daran, Sie Wahnsinniger — dicke Betondecke, das wissen Sie doch, da kann überhaupt nichts durch, Sie Wahnsinniger! Los! Raus!“

Ich schiebe die Karte in die Tasche: „Halten Sie das.“ — dann krieche ich über den Rand des Lochs.

Es haut direkt vor mir ein, daß mir die Splitter um die Ohren fliegen. Donnerwetter, um ein Haar. Es wird höchste Zeit. „Los, Leue, kommen Sie!“ Keine Antwort. „Na, wo sind Sie denn?“ Ich leuchte zu ihm: „Na was ist denn?“ Er hält mir die Kartentasche entgegen: Sie ist von einem Splitter mitten durchgeschlagen. Das hat noch gefehlt.

„Zeigen Sie her, Sie Unglückswurm. Wo ist denn nun der Weg zum Stab?“

Der Weg ist nur noch halb zu sehen. Immerhin, wir haben die Richtung einstweilen.

Ich lege mich auf den Bauch, Leue steht noch im Loch, wir sind Kopf an Kopf. Ich schiebe ihm die Karte vor und beleuchte sie noch einmal.

„Sehen Sie, hier ist unser Standort jetzt. Da kommt der Hohlweg. Den laufen wir rechts herunter. Dann macht er hier einen Knick, sehen Sie. Und hier — das können Sie nur noch zur Hälfte erkennen, — es ist zu blöd, daß das gerade zerfetzt ist — hier sind die Trümmer der „T"-Ferme. Da geht's dann links herum. Na wir werden schon finden."

Da kommt der Zeigefinger, kommt wieder der knöcherige Zeigefinger von Leue. Und der fährt im Schein der langsam erlöschenden Taschenlampe noch einmal wie eine Raupe den Weg entlang, den ich gezeigt habe. Bis zum Hochstrich des „T". Und wie er oben angelangt ist, bleibt der Finger stehen. Einen Augenblick. Und dann stößt der Finger über den verbrannten Kartenrand hinaus. Und hinab gegen die Wand des Loches.

Es knirscht im Kalk. Und ich höre, gehaucht, ein „Endlich".

„Begriffen", sage ich, um ihm weitere Worte abzuschneiden. „Los!"

Wir springen ab. Das Feuer rast. Schrapnells, Granaten, alle Kaliber, es ist die Hölle. Hinwerfen, im Dreck kriechen, in der Hocke weiter. Sprung auf bis zum nächsten Trichter. Und unaufhörlich Wettlauf mit dem Tod. Hohlweg rechts entlang, Knick im Hohlweg, nun los, gradeaus, los bis zur „T"-Ferme.

Es donnert und blitzt, blitzt immer wieder. Und da, endlich, weiß wie Mehl, zermahlenes Gemäuer, langgestreckt, endlich: die Ferme. Einmal kann ich mich aufrichten: ja, die Ferme, schneeweiß, fast wie ein Kreuz das gestreckte T im Schwarz aus Nacht und Erde.

„Deckung, Leue, endlich!"

Wir kriechen nun wenigstens zwischen den Resten von Mauern. Ein langer Gang, einst vielleicht der Hof. Und nun, gleich, quer, mit höherem Gemäuer, das Gebäude.

Im Augenblick, wo ich hineinspringe, schreit etwas hinter mir auf, lauter als alles Krachen. Es wird hell.

Ich sehe — ich sehe, daß Peter Leue von einem Blitz mitten im Leib gepackt wird. Schrei und Feuer sind eins! — Und wie ich zurückspringe, „Leue!", und nach ihm suche: es ist nichts mehr zu finden.

Genau da, wo unsere Karte zuende war, ist Peter Leue von einer Flamme in den Himmel geholt.

Ich muß weiter. Durch die Mauern der Ferme, weiter, weiter. Genau da, wo unsere Karte . . . weiter!

Endlich eine Chaussee. Schneller jetzt, schneller, ich bin ja gleich gerettet, gleich im Unterstand, schneller, denn es dämmert schon und die Flieger werden bald kommen. Außer Atem — aber das macht ja nichts. Ohne Leue — aber das hilft ja nichts. Schnell, schnell. Und ich laufe und laufe. Endlich sehe ich von weitem die Reste der Windmühle, neben der der Bunker des Stabes liegt.

Höchstens noch dreihundert Meter. Los, schneller.

Ein Schlag neben mir. Hinlegen. Weiter. Höchstens noch —. Und dann ein Sprung. Ich falle mit einem neuen Schlag direkt vor die Betonmauer des Unterstandes. Jetzt um die Ecke.

Es ist fast hell. Die Sonne drückt sich schon durch die Wolken. Jetzt an die Tür.

Da sehe ich, daß der ganze Bunker ein großer Trümmerhaufen ist. Ein Loch, grau, und darin, übereinander getürmt, zackige Blöcke, zerrissen und wirr.

Sinnlos liegt zu meinen Füßen eine Tafel, fein gemalt: Stab III F. A. R. . . . Ach so?

Ich lege mich lang an die Schwelle.

Ach so. Volltreffer. Da unter Zentnern liegen: Hauptmann, Ordonnanzoffizier, zwei Unteroffiziere, drei Mann. Stab III, F. A. R. . . .

Ach so? „Volltreffer", hatte Leue gesagt, ehe er zerrissen wurde. „Volltreffer . . ."



GUSTAV GOES.

STECOWA.

Wir ritten in den sinkenden Abend. Unsere Reden waren verstummt, und es war uns, als seien wir zwei allein auf der Welt. Waren uns nicht mehr bewußt, daß überall, hinter jeder Hecke, jedem Baumstamm, in jeder Vertiefung der Tod auf uns lauern konnte. Ein scharfer Knall, ein erstickter Schrei, ein dumpfer Schlag auf dem Boden: und vorbei wäre es gewesen für immer — zwei Menschen weniger — was hätte es bedeutet in diesem Kriege? Aber wir dachten nicht daran in jener einsamen, stillen Abendstunde, als wir im Schritt auf müden Pferden dem weit auseinandergezogenen Dorfe Stecowa zuritten. Eine jener seltsamen Stimmungen, wie sie nur der Krieg mit sich bringen kann, war über uns gekommen: äußerste Sorglosigkeit, unbedingtes Vertrauen auf unser Soldatenglück, unsagbare Lebensfreude, keine, auch nicht die leiseste Frage an Schicksal und Zukunft.

Und dabei wußten wir, daß wir den zurückweichenden Russen auf den Fersen waren. Vorgestern erst die blutige Erstürmung der Höhe 319 bei Podwysoka, gestern Verluste durch Fernfeuer — warum hatten wir heute den ganzen Tag keinen Feind gesehen, obwohl wir mehr als 30

Kilometer zurückgelegt hatten? Der Russe war wie weggeblasen aus diesem galizischen Oedland.

Vielleicht war es auch das große Schweigen in der Landschaft gewesen, das unsere Reden hatte verstummen lassen. Kein Lüftchen regte sich; die wenigen über das leicht gewellte Hügelland verstreuten Bäume standen steif und starr, nur ihre Blätter flimmerten im Abendlicht, als umwalle sie ein rötlicher Schleier; der Staub, den die Hufe unserer Pferde aufwirbelten, legte sich wie ein langes, graues Band über das sonnenversengte Gras; und selbst die unendlichen, stets gesprächigen Maisfelder waren still und stumm geworden. Blaß hing die Mondsichel im Osten über einem stumpfen Bergrücken wie über einer Moschee.

Auch die beiden Ulanen, die etwa zehn Schritte hinter uns ritten, hatten schon längst kein Wort mehr gesprochen. Nur ihre Karabiner schlugen dumpf an die Sättel, und die Pferde schnaubten ab und zu. Ich ließ meinem Fuchs die Zügel und fuhr ihm mit der Hand über den goldglänzenden Hals. Ich dachte an 1915, vor mehr als zwei Jahren, als er mir, ebenfalls in Galizien, in der Schlacht bei Lemberg durch seine Schnelligkeit das Leben gerettet hatte. Wie war ich mit „Plat du Jour“ verwachsen, als seien wir beide ein Körper, ja sogar eine Seele! Wenn ich auch von Jugend auf Pferde über alles geliebt hatte, nie hätte ich gedacht, daß Roß und Reiter derart eine Einheit bilden konnten. Der Krieg mit seiner unaufhörlich drohenden Lebensgefahr mußte dies erst bewirkt haben. „Plat du Jour“, in seiner Jugend Rennpferd, war jetzt, in seinen besten Jahren, das Ideal eines Pferdes für einen Regimentsadjutanten.

In jener Stunde vor Stecowa dachte ich über das Verhältnis zwischen Roß und Reiter nach und suchte in meiner Erinnerung nach Beispielen, die uns Geschichte oder Dichtung darüber zu berichten wissen. Ich fand nichts, und doch muß ich schon einmal von einem solch engen Ver-

hältnis zwischen so verschiedenartigen Lebewesen gehört haben. Wann und wo? Ich wußte es nicht.

Ich blickte in Gedanken zu Oberleutnant Kellermann hinüber, meinem stets treuen Begleiter auf diesen Erkundungsritten. Sein scharfes, fast mephistoartig geschnittenes Gesicht zeichnete sich gegen den roten Himmel ab. Der Mund verzog sich zu dem mir wohlbekannten sarkastischen Lächeln.

„Woran denkst du, Otto?“ fragte ich mit unterdrückter Stimme, als ob ich mich scheute, das Schweigen zu stören.

„An — — Karl May!“

Wie ein Blitz fuhr es mir durch alle Glieder. Ich straffte mich. „Plat du Jour“ sprang im gleichen Augenblick erschrocken in die Höhe und wirbelte eine Staubwolke auf.

„An — Karl May!‘ rief ich mit überlauter Stimme, „ja, jetzt hab’ ich’s wieder: Karl May — und Rih!“

„— und Rih!“ Der andere lachte hell auf, aber sein Gesicht glänzte in Erinnerung an selige Knabenträume. „Fein war’s doch gewesen, nur jetzt, wenn ich so darüber nachdenke — Old Shatterhand und Rih —! Daß ein Pferd die Sprache des Reiters versteht, ja, daß es sogar in seinem Sinn handelt und ihn Gefahren entreißt, die es wittert, das halte ich für ausgeschlossen.“

„Ich nicht. Oft, nach einer überstandenen Gefahr habe ich gefühlt, das Roß war klüger als der Reiter. Und heute — ich kann mir nicht helfen — ist „Plat du Jour“ so triebig, will nicht recht vorwärts, in das Nest da hinein, als ob er etwas wittere!“

„Ja, ja, dein edler Zelter ist sicher ein Urenkel Rih’s! — Schenkel anlegen! Hinterhand herein! Kopf hochstellen! Dann wird’s gleich aus sein mit dem — Wittern!“

„Ekel!“ brummte ich, tat aber doch, was er gesagt hatte. „Gut, wir reiten nach Stecowa! Das ganze Regiment können wir in das Nest legen. Dort, das große weiße

Haus neben der Kirche wird Regiments-Stabsquartier!" Ich deutete mit dem Reitstock nach einem Hause inmitten des Dorfes, das in der Abendsonne wie eine weiße Scheibe glänzte.

„Einverstanden!" lachte Otto. „Teraab!"

Allein Schenkel und Sporen mußten die Pferde vortreiben. Die Staubwolken stiegen höher.

Otto pfiff den Radetzky-Marsch; das tat er meist, wenn er sich ein beengendes Gefühl aus der Seele pfeifen wollte.

Auch mir legte es sich wieder um den Hals wie eine unsichtbare Hand.

Die Pferde schwitzten, schleuderten flockigen Schaum vom Maule. Wie eine Insel schwamm das Dorf im Abendschimmer auf uns zu. Wie eine Toteninsel, mußte ich unwillkürlich denken, wußte aber selbst nicht, warum. Schwarz stachen die Bäume in den sich immer düsterer färbenden Himmel, die struppigen Strohdächer der Häuser waren wie eine Herde sich duckender unheimlicher Tiere, und ein schwarz-blauer Schleier spann sich über das Dorf mit lang hinwallenden Bändern. Schwere Stille wie Blei darüber.

Ich hörte das Herz der Welt pochen mit langen, tiefen Schlägen. Die ersten Häuser. Türen, Fensterläden geschlossen. Hier, an der Wand, ein großes schwarzes Kreuz, zwei zittrige Kohlenstriche, dort drüben wieder eines, hier ein Strohwisch, aus einem halb angelehnten Fensterladen ragend. Wie ein Arm ohne Haut und Fleisch.

„Typhus? Cholera?' Die Worte schossen mir durch den Sinn. „Ach was, wie überall hier zu Lande!" —

Wir reiten weiter, fallen in Schritt. Der Abend webt Schleier um Schleier. Otto späht mit angestrengten Augen nach vorne. Ein Zittern geht über Pferd und Reiter, als seien sie beide zusammengewachsen. Ottos Lippen bewegen sich — er spricht nichts. Auch „Plat du Jour" bebt, und wie Hauch aus kalter Gruft weht es mich an.

„Verflucht!"

Hat einer von uns gesprochen? — Wer?

Die Pferde heben die Hufe, als wollten sie auf der Stelle treten, krümmen die Rücken, schäumen ins Gestänge, schnauben mit geblähten Nüstern. Wittern sie etwas? Meine Hand fährt unwillkürlich an die Schlaufe des Pistolenfutterals. Warum? Weiß es nicht. Gegen was will ich mich wehren? Gegen tote Häuser, geschlossene Fenster, gegen Strohwische, gegen die Cholera — — gegen das Grauen? Soldatenherz, was ist dir? Denk' an den Waldkampf am Reichacker, an den Sturm der Neger an der Somme, an den Todesritt von Lemberg, an — an — —! In mir lacht es, das Grauen! Unsere Pferde tänzeln, zittern, stellen die Ohren, legen sie zurück.

Otto reißt am Kandarenzügel. Ich auch. Das weiße Haus da vorne, an der Kirche mit der schwarzgrauen Kuppel, tanzt auf und nieder, als schnelle es ein Beben immer wieder gegen den Himmel.

„Weiter!"

„Nicki", Ottos Gaul steigt kerzengrade in die Höhe, schnaubt, das Weiß seiner Augen leuchtet. „Plat du Jour" springt zur Seite.

Staubwirbel? — Dort, am Ende der Straße?

Ein Schuß hinter uns, ein zweiter. Wohl unsere Ulanen?

„Kosaken!!"

Ich reiße das Pferd herum. Die Ulanen feuern nach rechts und links auf tanzenden Gäulen.

„Nicht — schießen!" Meine Stimme springt über. Pistole zuckt mir in der Hand. Schuß auf Schuß. Sporenstreiche. Galoppschläge auf der Straße. Wirbelnder Staub. Häuser flitzen vorüber. Bäume springen auf, neigen sich, huschen weg. Schuß auf Schuß, hinter uns, vor uns, aus den Seitengassen rechts und links. Kugeln klatschen gegen Stein. Gestalten mit wehenden Mänteln, schwingenden Armen, feurigen Augen, da, dort, auf uns zuschießend, uns doch nicht erreichend.

„Plat du Jour!“ Meine linke Faust packt ein Büschel Mähnenhaare. Der Fuchs rast dahin.

„Niiicki!“

Rechts hinter mir schießt es heran, bleibt dann in meiner Höhe. Die Häuser versinken wie in den Boden gerissen. Nur noch Bäume und Büsche in wirbelndem Tanz.

„Haaalt!“

Ich richte mich auf aus der geduckten Stellung. Meine Augen sehen wieder. Freies Feld im Abenddüster. Roter Streifen wie von einer brennenden fernen Riesenstadt.

„Hohoho!“ Otto pariert das Pferd. Die zwei Ulanen schießen noch ein Stück über uns hinaus, kehren dann in großen Volten zurück.

„Was war das, zum Teufel?“ Otto versucht, eine lachende Miene aufzusetzen, es gelingt ihm nicht.

„Ist einer von uns verwundet?“

„Nein.“

„Ja, aber — — und die Gäule waren nicht mehr zu halten!“

„Das ganze Nest war voll Kosaken, Herr Oberleutnant, wir haben sie deutlich gesehen, und einer — hat mich — —!“ Der Ulan, der noch am ganzen Körper bebte, unterbrach sich selbst, weil es ihm war, als ob seine Worte wie Entschuldigungen klängen.

„Und — zwei haben mich — angeritten!“ zweifelte der andere.

„Tod und Teufel!“ wetterte Otto und schlug sich auf den Schenkel, „ich glaube gar, wir haben — uns alles eingebildet! Wo sind denn die Kosaken? Warum verfolgen sie uns nicht? So etwas ist mir doch noch nicht — —!“

„Ich weiß nicht recht“, zögerte ich, „wir haben vielleicht doch Gespenster gesehen. Aber das ist nun gleich, wir müssen zum Regiment zurück.“

„Ja, die Gäule waren schuld daran, die verfluchten Biester!“ brummte Otto in sich hinein.

„Sie werden wohl die Choleraleichen gewittert haben und — —?“ fragte ich zweifelnd.

Wir trabten an und ritten in die sinkende Nacht. Keiner sprach ein Wort.

Beim Regiment, das hinter einer Höhe, etwa dreiviertel Stunden von Stecowa entfernt, biwakierte, meldeten wir dem Kommandeur unser seltsames Erlebnis. Er hörte uns ruhig an und meinte mit einem leicht spöttischen Lächeln: „Ich glaube, meine Herren, Sie haben in Stecowa doch Gespenster gesehen, denn auch die Kosaken werden nicht — —!“ Dann zog er eine Meldekarte aus der Tasche und verlas: „Brigadebefehl. Die Ortschaft Stecowa darf nicht belegt werden, da sie sicheren Nachrichten zufolge sehr stark durch Cholera und Flecktyphus verseucht ist. Sämtliche Einwohner haben schon vor mehreren Tagen die Ortschaft geräumt.“

Er drückte uns lachend die Hände. Uns aber schoß es rot übers Gesicht bis hinauf zu den Haarwurzeln.

Als wir fortgingen, fragte ich Otto ein wenig spöttisch: „Glaubst du nun an die seelische Beziehung zwischen Reiter und Pferd?“

Er nickte stumm und brummte: „— und an Gespenster!“

ARNOLT BRONNEN.

DER KAVERNEN-SPUK.

Wir lagen auf dem Cosmagon, etwa 2200 Meter hoch. Ueber Art und Beschaffenheit des Geländes konnten wir uns nur in Mutmaßungen ergehen, denn wir lösten nachts ab, wurden nachts abgelöst, und das einzige, was wir sahen, war die dreiteilige Kuppe des Pasubio, der uns im Osten überragte. Wir glaubten auf einem sanft ansteigenden Hochplateau zu liegen, das, für uns jedenfalls, fünfzehn Meter vor uns zu Ende war. Es schien eine harmlose, belanglose Stellung zu sein, ein Ruhepunkt zwischen den umkämpften Gipfeln, eine Sorte von Etappe, der eben nur der Garantie-Stempel fehlte. Erst später, unter traurigeren Umständen, sahen wir, daß der Cosmagon eine messerscharfe, senkrechte Klippe war, die etwa tausend Meter tief ins Val Roncegno hinab klaffte.

Die Sache begann mit dem Venedig-Gerücht. Links von unserer Kaverne A, die unter einem kleinen Hügel lag, hatte ein Witzbold eine kleine Treppe eingehauen; vielleicht war dieser Witzbold die Natur selbst gewesen. Jedenfalls konnte man da vom Kavernen-Eingang auf die Hügelkuppe gelangen, die ein wenig hinter und über dem Graben lag. Es war aber oben nur durch ein paar halb-

hohe Felsblöcke ein natürlicher Schutz, und überdies befand man sich dort in bester Sicht vom italienischen Pasubio aus. Es war also unwahrscheinlich, daß jemand tagsüber da hinauf, es war sicher, daß er nicht wieder heruntergelangen würde. Nichtsdestoweniger erhielt sich mit Hartnäckigkeit das Gerücht, daß man von da oben Venedig sehen könnte.

Venedig war für die österreichischen Armeen an der Italien-Front dasselbe, was Paris für die Deutschen in Nordfrankreich war: es war der Traum, der Friede, der Sieg. Venedig sehen war soviel, wie den Sieg sehen. Es war daher kein Wunder, wenn der Kavernen-Hügel immer wieder unnütze Opfer forderte. Immer wieder langten junge Bürschlein aus dem Hinterland ein, die nichts eiligeres zu tun hatten, als da hinauf zu steigen und sich für die Ewigkeit auszuruhen. Wir hörten die knirschenden Schritte im harten Gestein, und dann die Ruhe. „Jetzt sieht er Venedig", flüsterten wir. Zwischendurch gab es, nur dem aufmerksamen Ohr hörbar, einen kleinen Knall; der wallische Scharfschütze hatte Venedig gerächt.

Für uns alte Frontschweine, — und als solche konnten wir uns fühlen, da wir bereits vier Monate den Cosmagon bevölkerten und uns gleich Ureinwohnern zwischen seinen Latschen und Felsblöcken bewegten, — für uns gab es eine bestimmte Art von Neuen, welche dem Phantom Venedig verfiel; wir nannten sie die Faller. Die Faller waren von vornherein halb Mensch, halb Geist. Sie fraßen weniger, sie schissen weniger, und sie sprachen meist gelehrte Dinge, die mit dem Krieg in keiner Weise zusammenhingen. Vom Schießen hatten sie überhaupt keine Ahnung, sie wußten nicht, wann Schio schoß, und wann Valdagna, sie konnten direkt in eine Mine hineinlaufen, und während wir schon beim Schrapnellabschuß die Hände schützend über unsere Suppe hielten, krochen sie unter die Erde, weil sie glaubten, daß Granaten kämen. Kamen aber Granaten, so zogen sie den Kopf zwischen die Schultern

und deckten sich nach vorn; während wir uns den Teufel um die Wallischen scherten und zunächst einmal unsere Rücken deckten, weil wir wußten, daß die Granaten harmloses Spielzeug waren gegen das, was sie in den steinernen Wänden erzeugten: Steinsplitter wie fliegende Rasiermesser, wirbelnde Bumerangs und flatternde Dolche. Solcher Art waren nun die Faller, daß man ein wenig von ihnen abrückte, daß man sie kaum ansprach, und daß man ihnen die mangelhafte militärische Art kaum übelnahm. Sie taten uns auch nicht leid, wenn es sie packte, denn dazu waren sie ja da. So fragte ich nach dem schweren Beschuß vom 19. August, — der eigentlich noch dem 18. August, dem Kaisersgeburtstag, gelten sollte, — wieviele es erwischt hätte. Aber der Feldwebel strahlte: „Es hat niemanden erwischt, Herr Leutnant, grad die Faller . . . .“

Es ist wichtig, unser Verhältnis zu den Fallern klar zu stellen, um das Grauen verständlich zu machen, das ihr späteres Wiederauftauchen in uns erregte. Daß einem Tote wiedererschienen, war in diesen menschenleeren Bergen nicht sehr sonderbar. Die Seelen blieben offenbar lange in ihrem geistigen Komplex, sie trennten sich schwerer als anderswo von ihrer Umgebung, und es war der Fall des Leutnants Meißner, — desselben, der beim Angriff auf den Monte Cimon als erster den Stirnschuß bekam, — der dem Kadettenaspiranten Staenz erschien, aus keinem andern Grunde, als um ihm zu sagen, daß er, Staenz, seinen, des Meißner, Tabaksbeutel an sich nehmen sollte. Tatsächlich fanden sich dann auch darin noch hundert Kronen, die wir zu dritt in Trient vertaten. Die Faller hingegen . . . . doch ich greife vor.

Ende September fiel Schnee, und wir ließen uns unsere Wintersachen kommen. „Für ein halbes Jahr ist es aus“, sagten wir, und voll Uebermut schimpften wir auf die kommende Langweile. Wir räkelten uns in der Kaverne A, und wir bauten aus Marmeladen-Kisten einen

Schlitten, um möglichst schnell zur Kaverne B, wo Hauptmann Bartsch residierte, hinunterzukommen. Hoyos, ein Friedens-Kaiserjäger aus der Pußta, warf sogar Schneeballen zu den Wallischen hinüber, was uns allerdings fünf Minen einbrachte. Dafür aber, — denn eine dieser Minen traf den Artilleriebeobachter beim Tarockspiel, genauer gesagt, bei einer kleinen, doch notwendigen Unterbrechung desselben, — schoß dann unser 31,5 den halben Pasubio herunter, der mit ungeheurem Klaumauk zu Tal ging. Kurz, es sah bereits nach richtigem Winter aus, und wir wußten, daß unsere Mütter jetzt ein halbes Jahr lang besser schlafen würden als wir; (sie hatten es verdient).

Da schlug das Wetter um, — es war der Abend nach Neumond, und das Gestirn hing wie ein silbern gedrehter Strich im Westen. Der Schnee verlor, kränkelnd, seine Kraft, aus allen Richtungen des Himmels erstand neue Wärme, ein herrlicher, unwahrscheinlich später Nachsommer schien anzubrechen. Ich ging wie trunken, vielleicht auch trunken, durch die Gräben, stubbste die Posten an, beobachtete die Leuchtraketen, und schoß auch selber ein paar ab. Nachdem ich aber alle meine Pflichten im Nachtdienst erfüllt hatte, kehrte ich schläfrig zur Kaverne A zurück und gedachte, eine halbe Stunde zu dösen.

Ich merkte gleich, daß etwas los war, wenn auch mein schläfriges Hirn noch zu keiner Klarheit kam. Die ganze Kavernen-Besatzung war wach und starrte im dämmrigen Schein einer bald verlöschenden Funzel in die Mitte, wo sich ein kleiner Erdhügel gebildet hatte. Die Folgen früherer Treffer hatten sich durch den jähen Wechsel von Kälte und Wärme wohl im Gestein bemerkbar gemacht; es war in der Kavernendecke ein Kamin entstanden, der geradenwegs zum nackten Himmel führte. Durch diesen Kamin aber rutschten, vom Grab in der frostigen Erde nur leicht angefault, langsam und ernsthaft die Faller zu uns herein.

Wie oft hatte ich den Leuten gesagt, sie sollten die

Faller herunterholen und anständig begraben! Aber es hatte sich immer wieder eine Ausrede gefunden, sie provisorisch oben zu lassen, „im Winter holen wir sie runter“, hatten sie gesagt. Es war im Grunde ein Aberglaube gewesen, die Leute meinten, es brächte ihnen Unheil, wenn sie sich mit den Fallern befaßten, und darum hatte ich auch nicht so fest darauf gedrungen. Denn die Tiroler sind nun einmal abergläubisch, und in den Bergen wird man nicht rationalistischer. So mochten sie wohl oben ein vergängliches Massengrab geschaffen, und mit Schotter und Fels die Leichen zugedeckt haben.

Die Faller fielen in den schütteren Erdhaufen und standen mit einem dumpfen Nachhall. Manche kauerten sich ein wenig und sahen uns dann von unten her mit verdrehten Augen an. (Nicht einmal die Augen hatten ihnen diese Schweine geschlossen.) Sie kamen aber alle, sacht und dumpf, herunter, etwa zehn Stück. Einer hatte wohl noch einen Schrei in der Kehle gehabt, der kam heraus, heiser und zerdehnt. Und dazu stank es, gräßlicher als alle Höllen.

Wir standen noch alle und warteten, ob einer nachkäme. Aber der Spuk war zu Ende, die Faller standen vollzählig vor uns, eine furchtbare Warnung. Mit Flüchen und Verwünschungen drängten sich die Leute aus der Kaverne und versteckten sich in den Gräben. Sie waren auch nicht mehr hinein zu bekommen, „es kommt ein Volltreffer“, sagten sie beharrlich.

Das Geschehnis sprach sich mit Blitzes Schnelle im ganzen Regiment herum. Die Kaverne war verrufen, die Leute gingen nur zitternd und bleich hinein, sie atmeten auf, wenn sie wieder draußen waren. Es lag wie eine düstere Ahnung über dem ganzen Cosmagon, und jeder, war überzeugt, daß der Spuk etwas zu bedeuten hatte. Dabei strahlte die Sonne, und ununterbrochen herrliche Tage umkränzten den Weinmond.

Es war eine Erlösung damals für alle, als endlich das

wallische Trommelfeuer losbrach. Zwei Tage lang brachen Feuer und Fels über uns herein. Wir hatten im Frontabschnitt der siebenten und achten Kompagnie besonders hohe Verluste, weil die Mannschaften lieber in das Trommelfeuer des sicheren Todes gingen als unter den bergenden Fels, aus dem noch die Erinnerung des Spuks sie anglotzte.

Und der Instinkt des gemeinen Mannes sollte Recht behalten. Mehr oder minder große Teilverluste in den Vorkämpfen sollten keine Rolle spielen. Die wallische Aktion vom zehnten bis zum dreizehnten Oktober vernichtete schließlich das ganze dritte Regiment der Tiroler Kaiserjäger, bis auf wenige Mann, zu denen auch ich gehörte.

GOETZ OTTO STOFFREGEN.

DER KELLER VON DOMPIERRE.

Eines guten Tages traf ich ihn auf der Straße, den dicken Kauer. Er wog wohl immer noch seine zwei Zentner; genau wie damals, als er seine Feldhaubitz-Batterie kommandierte und den Franzosen das Leben sauer machte. Und wie sauer! Wir Infanteristen standen mit den Bumsköppen ja so ziemlich auf dem Neckfuß und behaupteten ihnen ins Gesicht hinein, sie seien derartig fanatische Monarchisten, daß sie das Wort ihres obersten Kriegsherrn „Ich kenne keine Parteien mehr“ hier an der Front in die Praxis umsetzen. Natürlich wußten wir, daß es meist an ihren ausgeleierten Kartaunen lag, wenn sie uns mal in den eigenen Graben ballerten. Ueberbeanspruchte Geschütze schießen manchmal zu kurz. Und daß die Dinger überanstrengt waren, konnte man eigentlich nicht leugnen. Natürlich taten wir's doch. Schon, um in den ewigen Trott des Grabendienstes mal die Abwechslung einer Kabbelei mit den Artilleristen zu bringen.

„Wenn Ihr Idioten unseren Graben und den französischen nicht mehr auseinander halten könnt, dann laßt Euer blödsinniges Gefunke gefälligst. Dunst kriegen wir auch so genug, ohne daß Ihr uns von hinten noch in den Laden fuhrwerkt. Der Deubel soll Euch plagen . . .“

Dergleichen Freundlichkeiten flüsterten wir den Batterieführern durch den Fernsprecher zu, aber das tat der Freundschaft weiter keinen Abbruch.

Bloß an Kauer wagten wir uns nicht heran. Wir hatten auch keinerlei Anlaß dazu. Der Kerl schoß — das war eine reine Freude. Allerdings bloß für uns. Dagegen hatten die Franzmänner einen höllischen Respekt vor ihm. Pätsch . . . Pätsch . . . Pätsch . . . Pätsch . . . machte es hinter uns im Walde, und schon hörte man drüben den Grabenposten krähen: „Attention! . . . Caué . . . Caué . . .“ Wildes Getrampel folgte . . . und dann gab „Caué“ viermal seine Karte ab: Krach . . . Krach . . . Krach . . . Krach . . . Die Dinger saßen sauber im Graben oder haarscharf auf der Kante. Träge wälzte sich eine schwarze Wolke über's Feld. Und manchmal war da Wehklagen und Geschrei.

Ja, Kauers Name hatte in seiner französierten Fassung drüben eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt, und es hätte uns nicht gewundert, wenn die Schangels ihn für den leibhaftigen Gottseibeiuns gehalten hätten.

Und nun stand er plötzlich in diesem großen Steinbaukasten Berlin wieder vor mir. Ein bißchen älter, ein bißchen grau an den Schläfen, aber sonst ganz der alte Kauer. Nein, doch nicht so ganz; denn er schien ernster als damals, versonnener.

Aber seine Vorliebe für schwere Rotweine und noch schwerere Zigarren, die hatte er noch. Das stellte sich heraus, als wir in der kleinen Weinstube vor dem Anhalter und dem Potsdamer Bahnhof hockten und uns, jeder still für sich, über das Wiedersehen freuten.

Wir saßen hinter unserm bauchigen Burgunderglas am braunen Eichentische, qualmten genießerisch vor uns hin und klöhnten von den alten Zeiten, da wir in der „Neutralen Mühle“ zu Viéville den Humpen geschwungen hatten, bis uns die Franzosen herausschossen.

„Weißt du noch, Kauer“, fragte ich, wie uns gewisse

kluge Artilleristen einen Vortrag hielten, wieso und warum die Schangels zwar in die Nachbardörfer knallten, unser Ruhenest aber wunderbarerweise ungeschoren ließen?"

„Ach, Sch . . ."

„Nee, Kauer! Mit solchen Redensarten ist das nicht aus der Welt zu schaffen. Du hattest damals einen kolossal schlauen Batterie-Offizier, mein Guter. Wie hieß er doch? Irgend so'n komischer Name . . .'

„Godeckemeyer", sagte Kauer.

„Richtig, Godeckemeyer. Und der . . ."

„Der ist gefallen", unterbrach er und sah mich groß an, während er mit einer fahrigen Bewegung zum Glase griff.

Wir tranken, Auge in Auge. Die Gläser wurden leer. Kauer rief nach einer Flasche und schenkte ein.

„Ja, der Godeckemeyer . . . ich weiß, er hatte sich da so eine Theorie zurechtgemacht, die durchaus einleuchtend war. Er meinte, die Franzosen könnten Viéville wegen seiner tiefen Lage nicht fassen. Für Steilfeuer sei die Entfernung zu groß und mit Flachfeuer ginge alles drüber weg in die Woëvre-Ebene. Aber, wie das so ist . . . Eines unschönen Sonntags kriegten wir . . . ja, mein Lieber, ich sehe dich noch den Berghang hinaufwetzen . . . kriegten wir Saures, daß wir nicht wußten, wo vorn und hinten war. Die Franzmänner hatten ihre verdammten Rimailho-Langrohre bis zur äußersten Schußweite zurückgezogen und holten sich auf diese Weise den steilen Einfallswinkel, den sie für unser Dorf brauchten. Der arme Godeckemeyer stand da mit seinem gewaschenen Hals und seiner Theorie. Ihr habt's ihm ja auch genug unter die Nase gerieben. Er hieß bei euch nur noch „der große Ballistiker". Aber der Junge konnte was . . . war mein bester Offizier . . . mein bester Offizier . . . schoß wie der Deubel . . . jawoll . . . und wenn die da drüben mit ganz schweren Brocken schmissen . . . der stand in der Batterie und ließ nicht locker . . . Na, prost, Himmeldon-

nerwetterdreimalumdieecke, der Bengel ist es wert, daß man ihm ein Trankopfer bringt."

„Trinken wir auf die Batterie, Kauer", schlug ich vor. „Attention . . . Caué . . . Caué! Prost."

Wir taten einen tiefen Zug.

„Was meinst du, Kauer . . . ob nicht einmal noch ein Jean, ein Lucien, ein Jaques nachts in seinem breiten Bette hochfährt und mit diesem Schreckensschrei seine Germaine oder Lucile oder Louison aus rosenroten Träumen reißt?"

Kauer versuchte mühsam ein Lächeln. Dann wurde er plötzlich ganz ernst und zerdrückte den Zigarrenstummel wild im Aschenbecher.

„Träume", sagte er und steckte sich mit zitternden Händen eine frische Zigarre an. „Träume . . . das hängt mit dem Godeckemeyer zusammen . . ."

Ein qualvoller Zug stand plötzlich in diesem Gesicht, fremd und mahnend. Silens Antlitz, verdeckt von einer tragischen Maske. Grotesk und erschütternd zugleich . . .

„Ich habe da etwas erlebt mit dem Jungen, das läßt mich nicht mehr los, und wenn ich so alt werde, wie Methusalem. Was mir übrigens bei dieser verdammten Sauferei und den dicken Zigarren kaum zustoßen wird. Und das beruhigt mich einigermaßen. Na, prost."

„Prost, Kauer" sagte ich und beobachtete sein zerrissenes Gesicht über den Rand des Glases hinweg. Man durfte nicht drängen. Durfte nicht einmal etwas sagen, wenn man nicht alles verderben wollte. Der Burgunder hatte seine Haut leicht gerötet. Die Augen glänzten ein wenig. Aber er war keineswegs angetrunken. Mein Gott, ich kannte doch Kauer von manchem scharfen Umtrunk her. Er konnte einen Stalleimer voll vertragen. In den riesigen Körper ging schon eine gehörige Portion hinein. Nein, das, was da in diesem großflächigen Gesicht brannte, war nicht der Wein. Man mußte ruhig abwarten.

Als der Kellner die dritte Flasche auf den Tisch gestellt hatte, gab sich Kauer einen Ruck.

„Ich will nicht mehr um die Dinge herum reden. Wir müssen ja wohl mal zu Rande kommen. Und wenn . . . also, hol's der Deubel. Der Godeckemeyer war ein feiner Kerl, dem man's anmerkte, daß altes Soldatenblut in ihm pulste. Sein Großvater und sein Vater . . . aber das kommt später. Ich bin ja kein Pointenmörder, obgleich es sich hier, weiß Gott, nicht um die wirkungsvollste Wiedergabe von Mikoschwitzen handelt. Immerhin . . . er kriegte plötzlich den Rappel; ging herum wie ein Leichenbitter, hörte bloß halb hin, wenn man mit ihm sprach, machte seinen Kram soweit ganz ordentlich, aber man merkte es ihm an, daß er ihn nur mechanisch tat. Ich besah mir den Zauber eine Weile. Dann blaffte ich ihn an. Und das gleich ganz gefährlich. Er nahm sich ein bißchen zusammen, aber nach ein paar Tagen war's der gleiche Zustand. Der Bengel schlich durch die Batterie — eine Transuse auf Filzpantinen. Es war nicht mehr anzusehen. Schließlich kaufte ich ihn mir mal abends im Stollen bei einer besseren Pulle. Die Markentenderei hatte gerade was aus der Etappe gerettet; du weißt ja, wie das so war. Na, schön . . .

Nachdem wir uns so einiges eingefüllt hatten, fühlte ich ganz sachte vor. So, weißt du, als wenn eine junge Mutter ihr Neugeborenes zum ersten Male im Kinderwagen über die Haustürschwelle fährt. Ein dolles Ding für mich, kann ich dir sagen. Ich bin mir vorgekommen wie ein Methodistenprediger. Zuerst wollte der gute Godeckemeyer natürlich von nichts wissen. Er spielte das Bählamm. Aber ich hab' nicht locker gelassen und in ihn reingeredet wie in einen kranken Schimmel. Nach der vierten oder fünften Chateau Margeaux wurde er denn endlich weich und stotterte mir da eine Geschichte vor, aus der ich erst nicht recht klug wurde. Er saß da mit käseweißem Gesicht und würgte und kaute und murkste mir so bruchstückweise was heraus. Bis ich dann nach vielen Kreuz- und Querfragen einigermaßen klar sah.

Des langen Abends kurzer Sinn — als wir uns trenn-

ten, mag es immerhin vier Uhr morgens gewesen sein — war: es rief ihn irgendwas oder irgendwer nach dem Dorfe, das zwischen der Batteriestellung und unserer Hauptwiderstandslinie lag. Dompierre hieß das Nest. Kurz darauf kam die Division in eine sogenannte ruhige Stellung, wo man uns ganz nett beharkte. Ein großer Teil dieses Segens ging nach Dompierre hinein. Vermutlich nahmen die Franzosen an, der K. T. K. läge drin, oder eine Artilleriebeobachtung — übrigens ein Irrtum. Jedenfalls widmeten sie dem verfluchten Dorf ihre ganz besondere Aufmerksamkeit, was zur Folge hatte, daß da kaum ein Stein auf dem anderen war. Ein paar Mauerreste, die in ihrer grellen Weiße gespenstisch von dem Rot der zermalmten Ziegel leuchteten, das war alles. Und der Franzmann haute täglich und nächtlich Feuerüberfälle hinein, daß es eine Pracht war.

Dahin also wollte Godeckemeyer. Das heißt, er wollte gar nicht. Er mußte vielmehr hinein. Und hier lag der Widerstreit in seinen Gefühlen. Es zog ihn hin und stieß ihn ab. Es lockte ihn und warnte. Wenn ich „Es" sage, so wende ich das Wort an, daß er selbst gebrauchte. Dieses „Es" . . . darum handelt es sich."

Kauer stierte wild in sein Glas, als berge die rubinrote Tiefe die Lösung. Eine Weile war es still zwischen uns. Eine Herbstfliege surrte träge durch die Dämmerung und setzte sich ihm dreist auf die Stirne. Er schlug sie tot, indem er sich mitten ins Gesicht klatschte. Dann deckte er die Hand über die Augen, atmete ein paarmal tief und fuhr fort:

„Mit Godeckemeyer war nichts anzufangen. Wenn ich ihn fragte, „was wollen Sie denn in dem vermaledeiten Dorf?" dann sagte er „Ich muß hin!" Und wenn ich ihm sagte „Also scheren Sie sich doch in drei Satans Namen dahin", dann antwortete er „Ich kann nicht . . . ich habe Angst". Er sprach das Wort „Angst" so gleichgiltig aus, wie unsereines meinetwegen „Bratkartoffeln" oder sonst was. Wenn ich mir das so ruhig gefallen ließ, dann kannst

du dir denken, daß es seine Gründe hatte. Godeckemeyer war kein Schlappschwanz. Er war ein Kerl, der in manchem Dreck gezeigt hatte, daß was in ihm steckte. Aber er war vollkommen durcheinander. Außerdem stammte er aus der engeren Heimat von der Droste-Hülshoff, wo die Spökenkiekerei und ähnlicher Unfug zuhause ist. Das verrückte Frauenzimmer ist ja wohl mal auf den Wassern gewandelt wie Christus. Und wenn's auch nur der schmale Wallgraben ihrer Burg war — sie ist darüber weggeschwebt.

Na schön, ich sah mir den durchgedrehten Godeckemeyer an und dachte „Verfahret mir fein säuberlich mit dem Knaben Absalom". Und da habe ich ihm denn schließlich den Vorschlag gemacht, wir wollten zusammen nach Dompierre gehen. Die Geschichte kam mir immer noch halbwegs lächerlich vor. Aber was tut man nicht für's liebe Kind, wenn's einen dankbar anguckt und nach der starken Hand greift, wie nach einem Rettungsanker.

Am nächsten Vormittag sind wir denn auch losgegangen. Viel gesprochen haben wir unterwegs nicht. Es war da eine Scheu zwischen uns. Ich war ein paarmal in Versuchung, den ganzen Kram ins Komische zu ziehen. Aber der Godeckemeyer hatte einen Ausdruck im Gesicht, der solche Dinge verbot. Es störte ihn auch nicht, daß die Franzosen eine Salve nach der anderen in den Trümmerhaufen schickten, auf den wir im Grunde eines halbverfallenen Laufgrabens zustrebten. Keine Rede war mehr von Angst. Vielmehr stand eine große Erwartung in dem jungen Gesicht geschrieben.

Als wir das Dorf betraten, hatten sich die Schangels beruhigt. Es fiel kein Schuß mehr. So hatte ich Ruhe und Muße genug, Godeckemeyer zu beobachten. Er war einen halben Schritt vor mir. Zwei Umstände fielen mir auf: die Entspanntheit seiner Züge und die Zielstrebigkeit, die er entwickelte. Das war ein Widerspruch, den ich heute noch nicht lösen kann. Aber er durchschritt die Gärten mit einer unbeirrbaren Sicherheit, vermied überwachsene Brunnen,

verwucherte Trichter und verschüttete Kellerschächte wie ein Nachtwandler und blieb plötzlich vor ein paar Treppenstufen stehen, die aus grüner Wildnis hinunterführten in die Trümmer eines Hauses. Ohne Zögern stieg er nach unten und knipste in dem moderduftenden Dämmerlicht die Taschenlampe an.

Der Lichtkegel schnitt schräg in den Raum, der voll wüstem Geröll lag, glitt an der Decke entlang und huschte über die Wände, bis er an einer Stelle haften blieb, wo eine Granate ihr Zerstörungswerk verrichtet hatte.

„Das war es", sagte Godeckemeyer ganz ruhig und richtete den Strahl der Lampe auf eine Nische, in der ein Skelett lehnte, das hier und da noch ein paar Fetzen trug. Bis zu den Knieen war es noch durch die Mauer verdeckt. Aber der obere Teil hob sich um so deutlicher von dem dunklen Hintergrunde ab. Godeckemeyer stieg vorsichtig über den Schutt hinweg, bückte sich und zog nach einigem Suchen einen alten preußischen Offiziershelm hervor, der dick mit grünem Schimmel bedeckt war. Den drückte er mir in die Hand, richtete das Licht in das Innere und las mit ganz unbewegter Stimme: „Hauptmann Hans-Joachin Godeckemeyer".

„Das also", sagte er, „das also!"

Auf dem Rückwege war er stumm. Ich störte ihn nicht. Abends kam er zu mir im Dienstanzug und legte die Hand an den Helm: „Ich bitte die Leiche meines im Kriege 1870/71 vermißten Großvaters bergen zu dürfen."

Hol's der Teufel Ich hätte es nicht erlauben dürfen. Ich wußte, er kommt nicht wieder. Und ich wette meinen Kopf darauf: er wußte es auch! Aber . . . Ich fragte: „Wen wollen Sie mitnehmen?"

„Unteroffizier Gehren und den Gefreiten Lücke, Herr Hauptmann."

Ich habe ihm die Hand gegeben. Zwei Stunden später brachten sie ihn in der Zeltbahn . . . zusammen mit den Knochen und dem Helm . . ."

HANS TROEBST.

UNTEROFFIZIER GUTBERLET.

Der „Fall Gutberlet“ hat sich in einer Sommernacht des Jahres 1915 zugetragen. In jener regenschweren Nacht, als das 2. Bataillon des „Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall v. Hindenburg“ (2. Masurisches Nr. 147) in Gegend Ostrolenka auf zerschossenen Pontons über den Narew setzte, um die Trümmer der Regimenter 33 und 34 abzulösen, die kurz vorher den Flußübergang erzwungen und den genommenen Brückenkopf trotz verzweifelter russischer Gegenangriffe bis zur Selbstaufopferung gehalten hatten.

Die Ablösung war unbemerkt vom Gegner rasch vonstatten gegangen und das Bataillon erwartete in niederen, flüchtig ausgehobenen, verschlammten Gräben das Morgenrot, um den Angriff weiter vorzutragen. Die Stimmung von Offizier und Soldat war außerordentlich gedrückt. Stundenlang hatte die Truppe kurz vorher tatenlos im strömenden Regen auf den Narewwiesen gelegen und schon beim Anmarsch, durch das Strichfeuer erhebliche Verluste erlitten gehabt. Im Narew trieben die Leichen der Erschlagenen, die Ufer waren mit Gefallenen und Verwundeten besät. „Latrinenparolen“ jeder Art hatten das anrückende

Bataillon wie Fledermäuse, die man nicht greifen kann, umschwirrt . . . eine örtliche Panik der abgelösten Truppen, die fast in Nahkämpfe um die Pontons ausgeartet war, hatte das Thermometer der Nervosität rasch den Fieberpunkt erreichen lassen. Seit zwei Tagen war das Bataillon ohne Verpflegung und von Ostrolenka her feuerte ein schweres Geschütz in regelmäßigen Abständen auf die Uebergangsstelle. Es war stockfinster und der Regen rann. Unablässlich . . . unaufhörlich. Er war dickflüssig wie Oel und wandelte Waffenröcke und Mäntel in schwere, dampfende Säcke. Dabei war die Nacht schwül und drükkend, die Luft wie in einem Treibhause.

Der Russe feuerte nur schwach. Dann und wann fielen einzelne Gewehrschüsse. Die Kugeln surrten und ächzten wie Querschläger, von denen man nicht weiß, von wannen sie kommen und wohin sie gehen.

Um Mitternacht wurde es still. Totenstill . . .

Der Regen troff und rauschte und rieselte von Blatt und Baum, eintönig und traurig . . . nur das schwere Geschütz von Ostrolenka feuerte unverdrossen weiter. Alle zwei Minuten ein Schuß: verheerend keuchte die Granate heran und zersprang mit infernalischem Krachen vor, neben und hinter dem Graben. Dann kroch jeder einzelne der Soldaten in sich zusammen wie eine Schnecke, die man mit dem Strohhalm kitzelt . . . surrend fegten die Sprengstücke vorbei und die gewundene Menschenschlange im gewundenen Graben richtete sich wieder auf wie die Aehren, wenn der Sturm vorüber . . .

In diesem Graben, eingekeilt in fürchterlicher Enge hockte der Bataillonsstab: Kommandeur, Adjutant, Ordonnanzoffizier. Niemand sprach ein Wort, jeder hing seinen Gedanken nach.

Warten . . . warten . . . warten . . . jenes nervenzerreißende Warten, das den endlichen „Sprung ins Freie" als Erlösung herbeisehnt. Dicht neben dem Stab die „Melder". Der „Unterstab" mit seinem Führer, dem Unteroffi-

zier Gutberlet. Sie flüsterten leise und halblaut miteinander, niemand achtete darauf.

„Merkwürdiger Mensch, dieser Gutberlet!“ Der Kommandeur wandte sich an seine beiden Leutnants: „Wo mag er das Zeug bloß her haben?“

In diesem Augenblick erfolgte der übliche schwere Einschlag, irgendwo schlugen knallend und klackend ein paar unsichtbare Sprengstücke in unsichtbare Stämme . . . gleich darauf wieder die ruhige, fast dozierende Stimme des Unteroffiziers Gutberlet:

„Ihr Affen! Soll ich Euch denn immer wieder sagen, ihr sollt keine Angst haben? Sterben müssen wir alle einmal! Wozu also diese Angst? Die Todesstunde ist jedem schon bei der Geburt vorausbestimmt, also wartet es doch ab! Ihr sterbt doch nicht, weil jetzt zufällig Krieg ist! Der Krieg hat doch mit dem Tod und der Tod doch nichts mit dem Kriege zu tun!“

„Nichts zu tun? Wieso denn? . . .“ irgendeiner der Melder fragte es. — Die drei Offiziere stießen sich an und rückten etwas näher.

„Na, die Sache ist doch die“, ließ sich wieder die ruhige Stimme des Unteroffiziers Gutberlet vernehmen: „Du, Franz, mußt zum Beispiel am 19. August 1917 sterben. Keinen Tag früher und keinen später. Das ist Dir vorausbestimmt. Ist bis zu diesem Zeitpunkt der Frieden gekommen, dann fällt Dir an diesem Tage irgendein Backstein auf den Kopf oder Du rennst in irgendein Auto hinein. Haben wir dann noch Krieg, dann ist das Auto ein kleines Stück Eisen, dem Du auch nicht ausweichen kannst. Aber der Termin muß innegehalten werden. Also . . . warum Angst haben vor etwas, was unabänderlich ist?“

„Na ja, wenn de das soooo meinst“ antwortete irgendeine Stimme aus dem Dunkeln . . .

„Sonderbarer Mensch, dieser Gutberlet“ flüsterte der Kommandeur von neuem. Seine Offiziere schwiegen. Nur der Ordonnanzoffizier, ein versonnener, nachdenklicher

schweigender Afrikaner sagte „tja“ und malte mit seinem Seitengewehr allerlei Figuren in die vordere Grabenwand.

„Und wenn ihr mir das nicht glauben wollt, dann werde ich euch das gleich mal beweisen!“ ließ sich Gutberlet von neuem vernehmen. „Seit einer halben Stunde ist von drüben kein Schuß mehr gefallen, es ist stockdunkel, sehen können mich die Russen nicht, also kann mir auch nichts passieren. Ich stelle mich jetzt offen auf die Brustwehr, dann werden wir ja gleich mal sehen, ob heute mein Todestag ist!“

Was nun folgte, läßt sich schwer beschreiben. Es kam alles so urplötzlich und schnell: ehe der Kommandeur noch ein halb wütendes, halb verwundertes: „Na so ein Blödsinn!“ hatte verlauten lassen können . . . ehe der Adjutant rufen konnte: „Gutberlet! Zum Donnerwetter! Nun lassen Sie doch diesen Unfug!“ . . . ehe die Offiziere und Melder richtig begriffen hatten, worum es eigentlich ging, stand der Unteroffizier Gutberlet bereits oben auf der Brustwehr. Alle sahen, wie er sich dort stramm aufrichtete, die Hacken zusammenschlug, die Hände an die Hosennaht legte und sich jenen „inneren Ruck“ gab, wie es jeder guterzogene Soldat tut, der vor einem Vorgesetzten antritt.

„Hoppla!“ rief plötzlich irgend jemand und lachte. „Ausgerutscht, was? Bei dem Dreck kein Wunder!“

Unteroffizier Gutberlet war plötzlich rücklings in den Graben gestürzt. Es entstand eine kleine Bewegung um ihn.

„Herr Unteroffizier! Aufstehen! Kaffe-Holn!“

Aber Unteroffizier Gutberlet stand nicht auf.

Eine Taschenlampe warf ihr scharf abgezirkeltes Licht auf die Gruppe: Gutberlet lag auf der Grabensohle.

Der Schädel war ihm zerschmettert.

„Kopfschuß“, sagte irgend jemand. Die Lampe erlosch.

Und es war, als ob das Grausen aus allen Ritzen und Schlammlöchern des Grabens kroch.

Noch immer war es stockdunkel und der Regen, der traurige Regen rann gleichförmig und eintönig wie bisher. Totenstille in der Natur. Irgendwo, geahnt, lagen die schweigenden Gräben der Russen.

„So was kommt eben von dem verdammten Blödsinn“ fluchte irgendeine Stimme. Aber diese Stimme klang merkwürdig heiser . . .

„Son—der—ba—rer Zufall“ murmelte der Kommandeur.

„Herr Hauptmann, das war kein Zufall“ sagte fast leidenschaftlich der sonst so schweigsame Afrikaner. „Es geschehen noch ganz andere Dinge in der Welt . . .“

FRIEDRICH WILHELM HEINZ.

MEINES BRUDERS FERDINANDS BAUM.

Der Blitz erfüllte zur gleichen Sekunde das Zimmer mit der weißen Grelle seines Strahles und dem schmetternden Krach seines Donners. Vor den Augen zuckte das blendende Licht nach, wie ein feuriges Bündel brennender Pfeile. Der berstende Druck des Einschlags dröhnte in den Ohren, wie ein paar schläfenzerpressender Fäuste. Nur langsam floß das Dunkel der Stube zurück in die Pupillen, allmählich erst bettete sich das Gehör wieder ein in die umgebende Flut der lautlosen Stille.

Und nun sahen wir vor dem Fenster eine rötliche Flamme tanzen. Sie fiel von schrägoben herein, sprang auf und nieder und verhielt dann, wie zwischen Himmel und Erde schwebend, an einem Punkte.

„Ferdinands Baum“, sagte der Vater mit leiser Stimme, als fürchte er sich, das auszusprechen, was wir alle mit Schrecken gewahrten. Der einzige Blitz dieses Wintergewitters vom 27. Februar 1915, das sich schon am Nachmittag durch das Einströmen warmer, südlicher Luftmassen angekündigt hatte, war in den Walnußbaum gefahren, dessen säulengerader Schaft sich unmittelbar vor unserer Wohnstube erhob und dessen Zweige im Sommer den ganzen Vorgarten kühl beschatteten.

„Ferdinands Baum!“, sprachen die jüngeren von uns vier Kindern flüsternd und ängstlich nach. Da begann, während schüchtern und zaghaft die Griffe durch das Dunkel nach den Händen des Vaters suchten, draußen der Regen niederzurauschen. Wir hörten ihn gegen die Scheiben prasseln, er troff platschend aus dem Wasserspeier des Daches in die aufgestellte Tonne, er überschüttete den Walnußbaum wie mit Eimergüssen und floß gewiß in ganzen Bächen am entlaubten Stamm herunter. Die Flamme auf Ferdinands Baum erlosch im Nu.

Wir gingen schlafen. Aber das Entsetzen vor diesem plötzlichen Blitzschlag zitterte in unsern Herzen allzusehr nach, als daß wir wirkliche Ruhe hätten finden können. Ich selbst war damals fünfzehn Jahre alt und kannte nur die eine Sorge, daß der Krieg zu Ende gehen könnte, vordem ich selbst hinausgezogen sei. Ich fürchtete als Junge weder Tod noch Teufel, und die atemzerschnürende lautlose, dunkle Stille, die aus der Nacht vor den Fenstern in alle Räume kroch, war mir an anderen Tagen niemals als sonderlich drohend oder unheilvoll bewußt geworden. In diesen Stunden nach dem Blitzschlag erfüllte sich jedoch mein ganzes Denken immer stärker mit äußerst beklemmenden Vorstellungen und Bildern. So lag ich wach bis zum Morgen, und alle meine Gedanken kreisten um Ferdinand und seinen Baum.

Der Großvater hatte den jungen Walnußbaum eingepflanzt, als sein einziger Sohn, unser Vater, geheiratet hatte. Bei der Geburt des ersten Kindes, unseres ältesten Bruders, die nach einem Jahrzehnt kinderloser Ehe erfolgt war, erreichten die obersten Aeste des Baumes schon die Veranda. Nach weiteren zehn Jahren trugen sie, mühelos und ohne zu brechen, Ferdinands Gewicht, wenn dieser, aus seinem Zimmer auf das Sonnendach tretend, sich nach einem kurzen Anlauf mit einem kühnen Schwung gegen einen weitvorragenden Ast warf, die glatte Rinde mit seinen Kinderfäusten zu fassen bekam und dann im

grünen Zwielicht des weitverzweigten und blattreichen Baumes verschwand. Zwischen Ferdinand und dem Baum mußte schon immer eine seltsame Freundschaft bestanden haben. Wir Nachgeborenen wußten jedenfalls nur, daß da draußen im Vorgarten „Ferdinands Baum" stand. Alle erkannten dem Baum diesen Namen zu. Auch die Bauern aus dem Dorf, die an Feiertagen ihre Glückwünsche darbrachten, oder vor den großen Jagden vor Weihnachten wegen der Treibergestellung verhandelten, sie alle sprachen ebenfalls nur von „Ferdinands Baum".

Ferdinand war mit dem Baum aufgewachsen. Er hatte ihm jede freie Minute seiner Kinderzeit geschenkt. Der Baum, so war es uns manchmal vorgekommen, war ihm viel innerlicher und brüderlicher verbunden gewesen, als wir, Ferdinands leibliche Brüder selbst. Einmal, wir gingen schon zur Schule und Ferdinand bereitete sich auf seine Abschlußprüfung vor, hatte ihn im Frühsommer eine tötliche Erkrankung befallen. Sie zu erkennen oder gar zu heilen, hatten die Aerzte längst aufgegeben. Ferdinand siechte langsam dahin, es war ein Sommer ohne Freude und Ausgelassenheit. Da war plötzlich die Krankheit über Nacht gewichen, gerade, als die ersten reifen Früchte des Walnußbaumes geerntet worden waren. Ferdinand hatte mit fieberglänzenden Augen beobachtet, wie wir mit langen Stangen die hartschaligen und noch von der grünen Hülle umschlossenen Früchte heruntergeschlagen hatten. Seinem Verlangen, sofort die süßen, von der bitteren Haut befreiten Nußkerne zu verzehren, waren die Eltern in Erahnung eines unfehlbaren Heilmittels sofort nachgekommen. Am nächsten Tage war das Fieber überwunden gewesen. Eine Woche später hatte Ferdinand selbst sich die letzten Nüsse von den höchsten und am gefährlichsten überhängenden Aesten heruntergeholt.

Seit diesem Tage waren wir Kinder davon überzeugt gewesen, daß zwischen Ferdinand und seinem Baum ein Zauber walten müsse. „Ferdinands Baum" wurde scheu

von uns umgangen. Wir erkletterten ihn auch nicht mehr, nachdem Ferdinand in einer Wallung von Jähzorn und Eifersucht vorausgesagt hatte, daß jeder außer ihm von „seinem“ Baum abstürzen müsse. Als gar ein Spielkamerad aus der Nachbarschaft, der entgegen der Warnung den Baum erstiegen hatte, durch das Brechen eines dürren Astes auf die Zementtreppe des Hauseinganges niedergestürzt war und mit einer blutenden Kopfwunde weggetragen werden mußte, umgab sich der Baum vollends mit einem Rätsel, das zu lösen vermessen erschien und Unheil heraufbeschwören mußte.

Jetzt aber war der Blitz in Ferdinands Baum gefahren, der einzige Blitz eines ganz unzeitigen Gewitters, Ferdinands Baum hatte gebrannt, Feuer hatte ihn verzehren wollen; wohl waren die zuckenden Flämmchen im Regen, der draußen immer noch gegen die Scheiben peitschte, erloschen. Aber vernichtet ein Blitz, der in einen gesunden Stamm hineinfährt, nicht jegliches Leben in ihm? Lebte Ferdinands Baum noch? Und, wenn der Baum tot war, lebte Ferdinand noch? Konnte er noch leben? Im Halbschlaf verschmolzen, unzertrennbar verbunden in ihrem Geschick, Ferdinand und der Walnußbaum zu einem Wesen.

Am Morgen sahen wir dann, daß der Blitz einen mächtigen, unmittelbar aus dem Hauptstamm gewachsenen Ast wie mit einem Axthieb abgetrennt hatte. Die frische Wunde des Baumes mit ihren aufgespellten Rändern leuchtete weißlichgelb, von den Brandspuren war kaum noch etwas zu bemerken, und nur einige verkohlte Holzsplitter kündeten von den springenden Funkenbüscheln, die in der Nacht sich zuckend auf und ab bewegt hatten.

Gegen Mittag brachte der Postbote einen Brief von Ferdinand. Der Vater riß hastig den Umschlag auf und überflog den Inhalt des Schreibens. Nach dem Essen las er ihn uns vor. Ferdinand, der als junger Offizier eines westpreußischen Infanterieregiments die Winterschlacht in

Masuren mitgeschlagen hatte, berichtete von dem großen Siege, der nach Tagen und Nächten voller Kampf, Hunger, Frost, Marschieren, errungen worden war. Zum Schluß schrieb Ferdinand: „Wir haben jetzt die russische Grenze weit hinter uns gelassen und greifen in Eilmärschen die Stadt Prassnysch an. Ich bin wunderbarerweise unverwundet, nur etwas müde und abgerissen. Wenn eine Zeitlang keine Briefe von mir eintreffen, so darf das Euch nicht kümmern. So etwas kann viele Ursachen haben."

Es war der letzte Brief, den Ferdinand schrieb. Am 25. Februar meldete der Heeresbericht schwere Kämpfe um die Stadt Prassnysch, und zum Monatswechsel gab er zu, daß die Stadt von den Russen zurückerobert worden war.

Von Ferdinand blieb jede Nachricht aus. Auch die für ihn bestimmte Post wurde nicht zurückgeschickt. Anfragen beim Regiment fanden keine Beantwortung. Die Heeresberichte schwiegen, die geringen Ortsangaben, die sie enthielten, genügten jedoch, um auf der Karte festzustellen, daß die Front wieder unmittelbar längs der Grenze verlief. Prassnysch mußte weit hinter der russischen Linie liegen.

Ferdinands Baum stand kahl und einsam im Vorgarten. Vor dem Schnee, der wie ein glitzernder Saum auf den Aesten und Zweigen lag, erschien die vom Blitz gerissene Wunde brandig und düster. Der Vater redete wenig. Die Mutter weinte, wenn sie allein war und sie sich unbeobachtet glaubte. Aber wir, die beiden Aeltesten nach Ferdinand, beobachteten sie doch, heimlich und voll schmerzlicher Sorge.

Eines Tages im März übergab der Postbote dem Vater ein Päckchen. Es enthielt alle an Ferdinand gerichteten Briefe und Anfragen. Brief für Brief trug, von einer ungelenken Hand geschrieben, die Bemerkung: „Zurück! Seit dem 27. 2. vermißt." Das Regiment teilte dazu noch mit, daß von Ferdinands Bataillon seit dem 27. Februar jede

Nachricht fehle, daß aber von einigen zeitig zurückgebrachten Leichtverletzten die Meldung durchgegeben worden sei, Ferdinand wäre bereits am Vorabend der Eroberung von Prassnysch durch die Russen schwer verletzt worden.

Auch im April wurde der quälende Zweifel nicht zur erlösenden Gewißheit von Ferdinands Leben oder Tod. Draußen grünten schon die Büsche, die Gartensträucher blühten, vom Südrand des Waldes her schimmerte das Gelbgrün der ersten Buchenblätter in der Mittagssonne. Ein Gedanke, der seit der Gewitternacht im Februar in mir schlummerte, erfüllte mich mit einer schauerlichen Frage, mit einer ebenso gräßlichen wie spielerischen Versuchung. Dieser Gedanke nahm unaufhörlich stärker von mir Besitz. Ich wurde zum zitternden Sklaven dieses Gedankens, der Knecht einer wahnwitzigen Vorstellung, ich umschlich hundertmal am Tage den Walnußbaum im Vorgarten, befühlte seine Rinde, polkte die wenigen Knospen, die er getrieben hatte, auseinander, brach dünne Stäbchen ab, um zu prüfen, ob der frische Saft sie durchströme . . .

Denn es war mir zum unbedingten und untrüglichen Glauben geworden; wird Ferdinands Baum wie alljährlich in den ersten Maitagen zu grünen beginnen, so lebt Ferdinand. Bleibt der Wipfel dürr, so ist Ferdinand tot.

Aber der Baum blieb winterlich starr. Den ganzen Mai hindurch stand er, eine grausame Totenklage unseres Hauses, kahl und schwarz zwischen dem summenden Blütengewoge der Obstbäume. Ich wußte jetzt, daß Ferdinand tot war. Und ich glaube, Vater und Mutter wußten es auch. Ja, ich glaube, sie sahen in dem nackten, dürren Walnußbaum im Vorgarten genau so wie ich die Bestätigung eines Geschickes, vor dessen unerbittlicher Wahrheit sich zu verschließen ein Frevel wider die Natur gewesen wäre. Die Trauer wurde gefaßter, weil der Zweifel aus ihr gewichen war.

Da geschah etwas, was uns alle teils auf das Aeußerste

entsetzte, teils noch einmal alle Hoffnungen und Wünsche in den leuchtenden Sommerhimmel steigen ließ:

Mitten in dem ungewöhnlich trockenen und sonnendurchglühten Juni des Jahres 1915 begann Ferdinands Baum plötzlich einen reichen und überaus kräftigen, anmutenden Stockausschlag zu treiben. Aus dem Schaft des Baumes sproßten über Nacht unzählige Schößlinge hervor und bedeckten sich mit hellem, saftigem Laub. Es war, als wolle der Baum in ein paar Tagen nachholen, wozu die Anderen Wochen gebraucht hatten. Wie grüne Fahnen der Verheißung wehten die neuen Triebe von dem sich nach allen Seiten verzweigenden Astwerk.

Und wie hervorgezaubert aus der grauen Trostlosigkeit goß die Hoffnung auf das Wunder eine beglückende und jeden Zweifel erwürgende Zuversicht in die Herzen: Ferdinand lebte!

Nun aber ist Stockausschlag eines Baumes, wenn der Wipfel selbst dürr bleibt, das sicherste Kennzeichen für das alsbaldige völlige Absterben des ganzen Baumes. Die Bauern, die uns aufsuchten und oftmals Worte eines ehrlichen und echten Trostes fanden, wußten das wohl, aber sie schwiegen.

Ebenso schnell, wie sie gekommen waren, verwelkten die kurzwüchsigen und lustigen Gerten. Wiederum, beinahe über Nacht, bot sich vom Wipfel bis zum Wurzelansatz Ferdinands Baum den Blicken dar: verdorrt, tot, abgestorben.

Es gingen Monate hin. Die ersten Herbststürme setzten ein.

Am Morgen, an dem der Vater aus einer persönlichen Erbitterung heraus zur Axt griff, den Gärtner heranrief und ihm mit einer harten und kalten Befehlsstimme sagte: „Wir wollen den toten Walnußbaum fällen!“, teilte ein Brief des Roten Kreuzes mit, daß Ferdinand schon seit anfangs April gesund und ausgeheilt in einem sibirischen Gefangenenlager weile.

Es war, als hätte der Vater mit seinem Befehl an den Gärtner das erlösende Wort gesprochen, das notwendig war, um den Bann zu brechen und die entfesselten Geister des Zwischenreiches in ihren Bezirk zu verweisen. Der Säulenschaft des Walnußbaumes lag, seiner Zweige und Aeste beraubt, im Holzschuppen: toter Stoff, unbeseeeltes Holz, Nutzmaterial, das verkauft oder verbrannt werden konnte; keine Beziehung zu Ferdinand wohnte ihm noch inne. Denn dieser schrieb nun regelmäßig aus dem Gefangenenlager. Als Ferdinand gar im Frühling 1916 an ein Lager auf der Krimhalbinsel überführt worden war, fehlte ihm zu einem erträglichen Dasein nur die Freiheit und die Nähe seiner Heimat.

Damals rollte ich als junger Kriegsfreiwilliger dem Feuerrachen der Sommeschlacht entgegen. Ich habe Ferdinands Briefe erst nach seinem rätselhaften und entsetzlichen Tode gelesen, lange nach Kriegsende. Jedenfalls waren in der ersten Zeit seines Lagerlebens an den Küsten des Schwarzen Meeres alle Schilderungen Ferdinands erfüllt von der bezaubernden Pracht und Buntheit der südlichen Landschaft. Beschreibungen der Weinberge und des orientalischen Volkslebens wechselten ab mit beinahe schwärmerischen Berichten über die Klarheit der Luft, die Unendlichkeit des blauen Meeres, die leuchtenden Sonnenuntergänge und die sehnsucht-durchzitterten, mondhellen Nächte. Die Bewachung des Lagers war nicht allzu strenge, so bot sich manche Gelegenheit zu verwegenen Abenteuern, die das Bewußtsein der Gefangenschaft niemals zu einer kerkerhaften Verzweiflungsstimmung werden ließ.

Erst nach etwa einem Jahre, im Herbst 1917, fragte Ferdinand —, noch ganz beiläufig und ohne besonderen Nachdruck auf baldige Antwort zu legen —, an, ob „sein Baum“ noch stünde, ob die Nüsse schon abgeerntet seien und ob im dahingegangenen Sommer wieder Vögel darin genistet hätten.

Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn der Vater offen die Wahrheit bekannt hätte. Er unterließ es jedoch und antwortete gar nicht. Ferdinand erwähnte künftig seinen Baum nicht mehr. Er schien ihn vergessen zu haben.

Dafür aber vollzog sich in seinen Briefen ein seltsames Wiederlebendigwerden seiner Jugend. Getrieben von einer rasenden Sehnsucht nach Hause und angefacht von einer merkwürdigen und ganz ungewöhnlichen Erinnerungskraft, schilderte Ferdinand plötzlich unendlich viele Einzelerlebnisse und Erfahrungen mit Menschen und Tieren der dörflichen Umgebung. Das Unheimliche an dieser Erweckung versunkener Tage und Taten war, daß —, ohne daß des Walnußbaumes im Vorgarten auch nur einmal Erwähnung getan wurde, — doch über allem, was in der Rückerinnerung nun nochmals und verklärt geschah, der Schatten von Ferdinands Baum lag. Längst las uns der Vater diese Briefe nicht mehr vor; wenn ich auf Urlaub für ein paar Wochen nach Hause kam, verschwieg er mir ihren Inhalt. Und mir genügte, daß Ferdinand lebte und der Krieg wohl bald, nach Rußlands Zusammenbruch, zu Ende gehen würde. Schied ich jedoch von zu Hause, wie vor der großen Offensive im März 1918, so nahm ich stets das Gefühl mit, daß über dem Hause meiner Kindheit eine bedrückende Stimmung liege. Sie hatte sich wie das Bewußtsein einer unsühnbaren Schuld auf das ganze Haus nieder gesenkt. Die Ahnung eines untilgbaren Frevels, eines unaufhaltsamen Verhängnisses wurde so unerträglich, daß der Vater das Haus für wenig Geld verkaufte und wir in die Stadt zogen.

Damals blieben wieder einmal die Briefe, die Ferdinand sonst regelmäßig schrieb, aus. Erst im Sommer 1918 erfuhren wir, daß Ferdinand geflohen und nach einer Flucht voller Schrecknisse und Gefahren im Kaukasus, bereits in unmittelbarer Nähe der türkischen Wachtposten, von einer Patrouille ergriffen worden war. Bald darauf

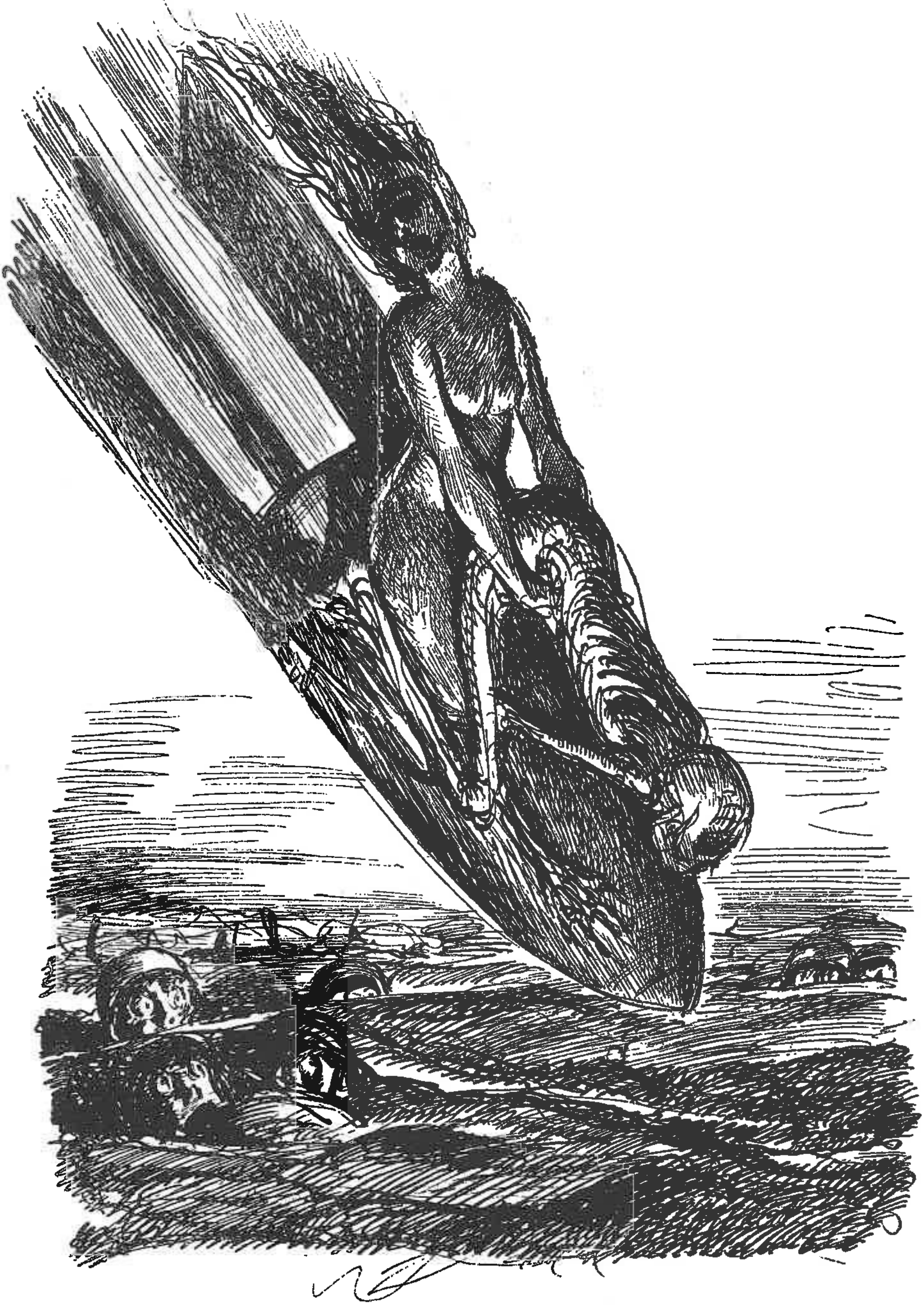
verschlang der Bürgerkrieg Rußland in seinen blutigen Wirbel von Grauen und Vernichtung.

Ferdinand war verschollen. Sein langes Fernsein von zu Hause ließ jedoch niemals jene Trauerstimmung aufkommen, die im Frühling 1915 uns alle so sehr bewegt hatte. Zudem erhofften wir alle heimlich eine plötzliche und überraschende Wiederkehr.

Im Sommer 1920, nach dem Zusammenbruch der Truppen des Generals Wrangel, denen er sich angeschlossen hatte, kam Ferdinand plötzlich ohne jede vorherige Ankündigung nach Hause.

Was nun noch zu berichten bleibt, ist die Geschichte seines jähen und schrecklichen Todes:

Vom Tage an, an dem Ferdinand in Gefangenschaft geraten war, hatte sich in seiner seelischen Verfassung ein völliger Wandel vollzogen. Die grauenvollen Erlebnisse im russischen Bürgerkrieg hatten das ihre dazu beigetragen, um in Ferdinands Seele der Auffassung zum Durchbruch zu verhelfen, daß alles raumzeitliche Geschehen sinnlos und keines Einsatzes wert sei. Ferdinands Dasein besaß keinen Inhalt mehr. Sein Lebenswille war erloschen lange vor seinem gewaltsamen und unfreiwilligen Ende. Ferdinand fand zu keiner Arbeit, zu keiner Bindung, zu keinem erfolgreichen Denken zurück. Dabei war sein Verstand viel mehr als früher von einer durchdringenden Schärfe, seine Urteile über die Zeit und ihre Erscheinungen waren von einer unerbittlichen Klarheit, alle seine Voraussagen erfüllten sich mit unheimlicher Genauigkeit. Nur er selbst konnte sich dem Gesetz einer inneren Ordnung und Gliederung nicht einordnen. Manchmal sang er stundenlang russische Kosakenlieder und Bauerngesänge, die er auf der Flucht und auf den Kriegszügen unter Denikin und Wrangel gelernt hatte. Dann plötzlich ging er über zu sentimentalen und romantischen deutschen Volksliedern; und immer häufiger schloß er mit der todessüchtigen, schmerzlich-süßen Schlußzeile eines Eichendorffliedes:



„Es ist alles anders gekommen . . .
Ich wollt', es wär' wieder Krieg!“

Seit seiner Rückkehr hatten weder Ferdinand noch wir andern den Walnußbaum jemals erwähnt. Dennoch erwuchs mit jedem vertanen Tag und jedem Lied aus Ferdinands Mund in uns die Gewißheit, daß der Blitzschlag in der Februarnacht Ferdinand ganz allein gegolten hatte, und daß „Ferdinands Baum“ nur das stellvertretende Opfer gewesen sein konnte, dem jäh und unerwartet der eigentliche vernichtende Strahl noch folgen mußte.

Ueber Nacht wich jedoch Ferdinands Lebensunlust. Aber sie machte lediglich einer ebenso unnatürlichen und gewaltsamen Bejahung äußerlich-sinnlicher Genüsse Platz. Ferdinand verließ die Stadt, die ihm allerdings niemals hätte zur Heimat werden können, und wir vernahmen zuweilen tolle Dinge von seinem rücksichtslosen Draufgängertum und seinem Glück bei Frauen. Die letzte Nachricht, die Ferdinand uns zukommen ließ, kam aus dem kleinen Dorfe, in dessen Gutshof wir aufgewachsen waren. Ferdinand weilte als Gast bei dem jetzigen Besitzer unseres früheren Hauses.

Der Polizeibericht vom 25. Oktober 1922, der uns telefonisch durchgegeben wurde, besagte, daß der Hausherr und Gastgeber Ferdinands diesem im Vorgarten hinter einem Wacholderbusch aufgelauert und ihn ohne jeden vorausgegangenen Wortwechsel mit der Axt niedergeschlagen habe. Ferdinand sei sofort tot gewesen. Der Mörder leugne seine Tat nicht, er begründe sie mit Eifersucht, und, so fügte der Polizeibericht hinzu, „es muß leider als wahr unterstellt werden, daß Ferdinand seinem Gastgeber, den er an diesem Vormittag auf der Jagd vermutete, stärksten Anlaß zur Eifersucht gegeben habe.“

Ich fuhr sofort zum Ort unserer Kindheit und Jugend, der nun der Schauplatz eines furchtbaren Verbrechens geworden war. Drei Tage lang weilte ich an der traurigen Stätte. Ehe ich abfuhr, sah ich mir im Schuppen den

Stamm von Ferdinands Baum noch einmal an. Der Gärtner ließ mich allein.

Als er kam, um mich an die Abfahrt des Zuges zu mahnen, stieß ich aus Versehen den am Boden liegenden Baumschaft mit dem Fuß an. Das Holz gab nach. Es war morsch und weich. Es bot den Anblick eines sehr schnellen und unaufhaltsamen Verfalles. Der Gärtner beugte sich erschrocken herab und befühlte den Stamm. Auf seiner Stirne stand blasses Entsetzen, seine Augen flackerten. Bestürzt und schaudernd stieß er hervor: „Vor drei Tagen war das Holz noch hart wie Eisen!“

Vor drei Tagen war Ferdinand an der gleichen Stelle niedergeschlagen worden, an der unser Großvater für seinen ersten Enkel den Walnußbaum angepflanzt hatte.

Unterwegs fiel mir ein, daß der Mörder die gleiche Axt benutzt haben mußte, mit welcher der Vater am 25. Oktober 1915 „Ferdinands Baum“ gefällt hatte. Ferdinand hatte fast auf die Stunde genau seinen Baum um sieben Jahre überlebt.

Diese Feststellung erschreckte mich nicht mehr.

ERNST WICHERT.

LA FERME MORTE.

Sie lag als ein weißlichgrauer Hügel im Trichterfeld, genau in der Mitte zwischen den beiden Stellungen. Niemand hätte sagen können, daß hier eine Ferme gestanden habe, nur die Karten behaupteten es. Sie sah aus wie ein riesiger Maulwurfshaufen oder, als sei eine Trainkolonne mit künstlichem Dünger dort abgeladen worden: dieselbe fahle, in der Sonne blendende Farbe, von dunklen Flekken gemustert, dieselben vom Regen verwaschenen Bänder, die nach allen Seiten ausliefen, dasselbe giftige Flimmern der Luft über der Konturlosigkeit ihrer Form. Nur der rote Staub zermahlener Ziegel verknüpfte das Bild mit der Erinnerung an eine menschliche Welt und die Silhouetten einiger Baumstümpfe, die gleich abgerissenen Gliedern am Fuße des grauen Hügels lagen.

An der Ostseite ragte ein verkohlter Balken aus dem Schuttberg heraus, der kurz vor seinem Ende ein Querholz trug, nicht im rechten Winkel sondern schief, sodaß das Ganze einem gestürzten Kreuze glich. Beim Sonnenuntergang lag sein Schatten lang und verzerrt über dem Trichterfeld, und das Bild des Querbalkens reichte dann von Drahtverhau zu Drahtverhau. In beiden Gräben waren

dann die Stellen leer, auf die es hinwies, weil es wie eine Brücke des Todes aussah.

Als wir die Ferme zum ersten Mal sahen, bei der Ablösung, hingen die Leuchtkugeln über ihr, weiße Schirme, die lautlos und langsam, wie phosphoreszierende Quallen zu ihrer Beute niederstiegen. Die grauen Trümmer lagen unbeweglich, ein ungeheurer Marmorsarkophag, blendend in dem toten Licht, das aus dem schwarzen Himmelsgewölbe auf ihn herunterfiel. Und jedesmal, wenn es erlosch, zwischen ihm und dem französischen Graben, erlosch auch das Leuchten des Sarkophags, und für die Zeit zwischen zwei Herzschlägen wandelte das Ganze sich zu einem ungeheuren Schattenriß, der vor der ersterbenden Wand des Lichtes sich aus der Erde hob: das Riesige einer toten Masse, mit einer unerbittlichen und erbarmungslosen Kontur, das geneigte Kreuz, das über einem Abgrund hing, die Baumstümpfe, die mit verbogenen Armen in das Grauen griffen.

Wir standen im zerschossenen Graben und starrten hinüber. Unsere Schläfen fieberten noch vom Wettlauf mit dem Tode, denn alle Anmarschwege dampften noch vom Feuer, das wir unterlaufen hatten. Wir waren am Abend ausgeladen und um Mitternacht nach vorn gebracht worden. Wir kannten keinen Namen, kein Gelände, keine Truppe. Wir wußten, daß es ein Todesraum war, wie alle anderen Räume. Wir waren über Leichen gestolpert, und unsere fallenden Hände hatten in das nachgebende Eis erloschener Gesichter gegriffen. Es war der Vorhof des Todes wie überall, und wortlos hatten wir uns bis an seinen Rand geworfen, wo das Allerheiligste begann.

Und von diesem Rand, indes der Unteroffizier nach unserm Kreideloch suchte, starrten wir hinaus. Die Leuchtkugeln erloschen, und es war nun nichts mehr zu sehen, als ein paar Pfähle mit zerfetztem Stacheldraht, die dunklen Höhlen der nächsten Trichter und in der verschwimmenden Schwärze zwischen den Gräben ein grauer Nebel-

fleck, fern und tot wie ein Sternennebel im Weltenraum: die Trümmer der Ferme.

Wir warteten, bis die Ablösung hinausging: die erste Gruppe des zweiten Zuges. Sie kam an uns vorbei, durch den Graben, und wir sahen jedes einzelne Gesicht auf Armeslänge an uns vorbeigleiten, im Schatten der Stahlhelme und im Schatten eines Kommenden, das ihre Lippen verschloß und ihnen verbot, die Augen zu uns aufzuheben. Als die Drahtenden im Durchlaß leise klirrten, schoß drüben das rötliche Licht hinter dem Horizont auf, stieg wie ein Kreissektor bis zum halben Zenit und fiel dann plötzlich, ausgelöscht in sich zusammen. In dem schnellen Schein sehen wir sie zwischen den Pfählen stehen, schwarz und regungslos, mit Handgranatensäcken und M.-G.-Munition behängt, ein Zug von Verdammten, der ohne Wort und Klage in die Unterwelt stieg. Dann kam dumpf und fern der Abschuß und dann das flüsternde und schlürfende Gurgeln, mit dem die schweren Kaliber sich verkündeten. Und dann brüllte das Feuer aus dem weißen Berge und riß das versunkene Bild noch einmal aus der Nacht heraus: den Umriß des Sarges, das Kreuz, die Stümpfe, glühenden Staub und taumelnde Balken, die wie zerrissene Körper sich um sich selber drehten. Und zuletzt die Silhouette der Gruppe, die mit gebeugtem Nacken im glühenden Horizont stand.

Wir warteten, bis die abgelöste Gruppe zurückkam. Vier Mann. Wieder kamen sie auf Armeslänge an uns vorbei, mit Kreidestaub beschüttet vom Stahlhelm bis zu den Stiefeln, und ihre Gesichter waren so leblos wie ihr Kleid. „Wie ist es, Kamerad?" fragte eine Stimme von uns. Eine behutsame und leise Stimme. Sie sahen alle auf, und alle Augen sahen mit demselben Erstaunen eines fernen Erstaunens durch uns hindurch, als hätte die Grabenwand gesprochen. Niemand antwortete, aber in den leeren und zu Tode gequälten Brunnen ihrer Augen lasen wir, wie es dort war. Sie gingen vorüber, stolpernd, hastig,

staubbedeckt, und von der Schläfe des Letzten sahen wir einen roten Faden über die Kreide der Wange laufen. Wie einen Schminkstrich über ein gepudertes Gesicht.

„Mein Gott . . .“, flüsterte Bardeleben, der Theologiestudent, „weshalb muß das alles so sein?“ Er war neunzehn Jahre alt, und wir nannten ihn das „Kind im Tempel“.

Auf eine solche Frage war nichts zu sagen. Wir starrten noch immer in die Gruft des Laufgrabens hinein, in dem die vier verschwunden waren, und wir sahen noch immer den roten Faden, der von der Schläfe aus in den weißen Puder sickerte. „Fuffzig Prozent“, sagte dann Henrik der Maurer. „Feiner Maskenball . . .“ Wir verstanden alle, was er meinte, und wir rechneten aus, daß wir frühestens am nächsten Abend und spätestens nach zehn Tagen herankommen würden.

Das war das erste Mal, daß wir die tote Ferme sahen. Wir sahen sie nun drei Tage und drei Nächte lang, und ich glaube, daß wir von ihr bereits vergiftet waren, als wir am Abend des dritten Tages zu ihr hinausgingen: die tote Gruppe, wie es schon nach drei Tagen hieß. Ich meine nicht, daß sie uns mit Bitterkeit vergiftete oder mit Haß. Ich meine, daß sie unsere Seele vergiftete, die Summe der Vorstellungs- und Urteils- und Erlebniskräfte. So wie der Zwang, sein Lager mit einem Aussätzigen zu teilen, nicht zur Ansteckung zu führen braucht, aber jenes grauenerfüllte Zittern des Körpers und der Seele herbeiführen wird, aus dem dann der Wahnsinn brechen kann oder die Flucht oder der Mord. Ich sagte schon, daß sie uns nicht mit Bitterkeit erfüllte oder mit Haß. Aber sie erfüllte uns mit Angst. Und zwar nicht mit dem, was ich die Angst der Kreatur nennen möchte, die Angst, die das Herz stehen ließ, wenn eine der gurgelnden, schlürfenden Bahnen der schweren Kaliber aus dem leeren Raum niederbrüllte. Sondern mit der Angst, die gleichsam zwischen den Welten zu Hause ist. Zwischen der Welt des „Mate-

rials“, die Eisen und Blut und Zerreißung und Vernichtung bedeutete, und jener unsichtbaren Welt, in der das Schweigen zu Hause war, die Ahnung, das Grauen.

Es kamen immer einige von der „toten Gruppe“ zurück. Einmal vier, einmal sechs, einmal zwei. Sie behielt nicht alle da, die Ferme Morte. Auch sie kannte Erbarmen und Verschonung. Aber das lag daran, daß auch die Wiederkehrenden gezeichnet waren. Sie lebten, sie gingen an uns vorüber, ihr Schanzzeug klirrte, wie es bei Marschierenden zu klirren pflegt. Aber zwischen ihren von Kreidestaub verklebten Augen saß der Tod. Ein schweigender, wartender und auf eine furchtbare Weise einsamer Tod.

Es kam dazu, daß der ganze Abschnitt etwas Verfluchtes hatte. Die Trichter lagen voller Leichen, graue und blaue Flecken, über denen die Fliegen schwärmten. Verwundete schrien im Niemandsland, und das Feuer war Tag und Nacht von solch einer rasenden Erbitterung, daß sie liegen bleiben mußten, bis ihre Stimmen versanken wie in einem bläulichen Schlamm. Oder ein Handgranatendepot explodierte und zerriß zwei Gruppen. Oder ein Volltreffer schlug hinten in den Essenempfang und mischte die Suppe mit rotem Blut.

Und die ganze Zeit über lag sie unbeweglich vor unsern Augen, ein grauer Sarkophag, aus dem das Kreuz heraushing, ein Moloch, der Menschen fraß, und die, die er wieder ausspie, mit einem Kreuz zwischen den Augen zeichnete. Sie war eine gleißende, unabsehbare Klippe im Sonnenschein und ein kalter Nebelfleck in der Nacht. Aber an dem Abend, an dem wir hinausgingen, war sie nichts als was die Karte von ihr sagte: La Ferme Morte. Es hatte geregnet, von der Morgendämmerung an. Auf die grauen und blauen Kleiderbündel, auf die Schreie der Sterbenden, auf das rötliche Wasser in den Trichtern. Ein graues, von allem Trost verlassenes Rauschen, das bis in die tiefsten Kreidehöhlen drang und als gramvolles Trop-

fen von den Wänden fiel, auf einen Kochgeschirrdeckel, auf die klebrige Feuchte einer Zeltbahn, auf die erschöpfte Stirn eines Schlafenden.

Und am Abend hatte es aufgehört. Der graue Himmel war aufgebrochen, und in seine Spalten, am westlichen Horizont, floß langsam ein kaltes, gelbes Licht hinein. Das Feuer war verstummt, und aus der Oede des Feldes, zwischen den schwarzen Sümpfen des „Nebel-“ und des „Seufzerwaldes“, stieg ihr Leib schwarz, düster und hoffnungslos empor. Ein Sargdeckel, den die Einschläge erschütterten und verbeulten, aber den sie nicht zur Seite werfen konnten, weil er über einem größeren Tode lag.

„Denn das ist die Schädelstätte“, flüsterte Bardeleben, „so man heißet Golgatha . . .“

Wir standen im Graben und starrten hinüber. Er hätte das nicht sagen sollen, weil seine Worte an das letzte Gleichgewicht stießen, daß wir mühsam bewahrten. Aber keiner von uns tadelte ihn, weil er ein Kind war und in der Sprache der Bibel zu denken pflegte. Und ohne daß wir es wollten, floß das Bild seiner Worte in unsere Anschauung hinein und färbte sie langsam um, wie roter Wein ein farbloses Wasser färbt. Es war nun mehr als die Ferme Morte, was dort vor dem kalten Abendlicht in den Horizont sich hob. Ein Kalvarienberg, mit furchtbaren Wegrändern und dahinter der gelbgestreifte Riesenvorhang des Himmels. Und jeder von uns verstand, daß Henrik nach einer langen Weile sagte: „Bloß dann müßten noch zwei Kreuze dastehen . . .“

„Noch drei . . .“, sagte Bardeleben leise, kehrte sich um und stieg langsam in unsre Höhle zurück.

Wir sahen einander an, so scheu, daß wir an den Augen vorbeisahen, die uns trafen, und ich glaube, daß in diesem Augenblick die Angst Wohnung in uns nahm, von der ich gesprochen habe. Eine nicht mehr geahnte, sondern eine unerschütterliche Wohnung, aus der nichts mehr sie vertreiben konnte.

Dann machten wir uns fertig. Viel zu früh, aber es verstand sich so von selbst. Und dann stiegen wir einzeln in den Graben hinauf und warteten dort, weit von einander entfernt, als fürchteten wir, zu früh die Gruppe zu bilden, die man die „tote" nannte. Bardeleben ging auf und ab. Er hatte sein Gepäck noch nicht umgehängt, und ab und zu blieb er bei einem von uns stehen und sprach leise mit ihm. Es war Henrik Lürs, der Bauernsohn aus Westfalen, und Fischbach, der Möbelkutscher aus Berlin. Zuletzt kam er zu mir. „Ich wollte dich bitten", sagte er leise, „daß du meine Bibel nimmst . . . nachher . . . und die Briefe, die ich mit ihr zusammengebunden habe . . . in deinen Händen werden sie es gut haben . . ." Seine braunen Augen waren ganz ruhig, von einer leisen Trauer beschattet wie immer, aber ohne die Sorge und Heimatlosigkeit, die sonst in ihnen lebte. Sein feines Knabengesicht war blaß, aber in jenem Augenblick schon hatte ich den Gedanken, daß es gleichsam von innen durchleuchtet sei: Daß eine Gewißheit in ihm lebe, gegen die zu sprechen töricht sein würde. Ich weiß auch noch, daß meine Hand ein wenig zitterte, als ich sie auf seine Schulter legte. „Was für ein Unsinn!" sagte ich. „Du wirst doch deine Bibel nicht verschenken?"

„Ich komme ja nicht mehr wieder", antwortete er. „Schlage es mir nun nicht ab". Und dann ging er hinunter, um sein Gepäck zu holen.

Zuletzt kam Brodersen, unser Korporal, mit seinem ernsten, gleichsam vereinsamten Gesicht, sah noch einmal nach, ob nichts fehlte, blickte sich noch einmal in der Stellung um, als wolle er sich das Bild einprägen, und hob dann die Hand zum Zeichen, daß es Zeit sei.

Es war nicht viel anders als sonstwo. Ein alter Keller, in den Stein gehauen. Eine Kerze. Grüne, fette Käfer. Eine halb verschüttete Treppe. Ein Postenloch über ihrer obersten Stufe, von dem man die Toten sah und die Stümpfe des Seufzer- und des Nebelwaldes. Aber es war

nur das Körperliche, das nicht anders war. Das Grauen lag im Unkörperlichen, in der Luft, die wie in einem Totenzimmer roch, in der Beleuchtung, dem Schweigen, durch das ein Sandkorn rieselte, in den grünen Käfern, die eilig hin und her liefen und auf deren Rücken ein fetter, widerlicher Glanz lag.

Wir lösten den Posten über der Treppe jede Stunde ab, und als um Mitternacht ein schweres Feuer einsetzte, banden wir eine Schnur um sein Handgelenk und zogen alle fünf Minuten an ihr, um zu sehen, ob er noch lebe. Der Keller bebte in Krämpfen, und bei jeder schweren Mine stieg und fiel der Boden wie das Deck eines Schiffes. Immer wieder erlosch das Licht, und immer wieder zündete Bardeleben es an. „Hast du es gesehen?" fragte er leise als es wieder dunkel war.

„Was gesehen?"

„Daß sie in den Spalten verschwinden und wieder vorkommen? Es muß dort irgendwo hinführen . . . . es riecht auch so seltsam . . ."

Er meinte die Käfer, und ich sah, daß er recht hatte. Die Querwand des Kellers war von Rissen durchzogen, aus denen es bei jedem Einschlag bröckelte. Dort verschwanden sie, und dort kamen sie wieder hervor. Wir starrten alle auf die Wand, die im Licht der Kerze flackerte und weiße, verzerrte Gesichter gebar. Es war eine tote Wand, und es war schwer zuzusehen, wie die grünen Käfer in ihr verschwanden und sie mit einem gespenstischen und unbekannten Leben erfüllten.

Dann gab die Schnur nach, ohne Antwort, und wir holten Barth herunter. Er hatte einen Splitter in der Stirn, unter dem Rand des Stahlhelms. Wir legten ihn in die Ecke, wo die Erde schon dunkel und schlüpfrig war, und bedeckten ihn mit einer Zeltbahn. Lürs ging hinauf, und Brodersen hielt die Schnur in der Hand. „Wollen schlafen", sagte Henrik finster.

Das Letzte, was ich sah, war Brodersens Gestalt, die

neben der untersten Stufe an der Wand lehnte, ganz gerade, die Schnur in der Hand, mit einem versteinerten Gesicht, das mit geschlossenen Augen in das Kerzenlicht starrte.

Ich erwache von einer Hand, die über meine Wangen gleitet. Das Licht ist ausgegangen, und es ist dunkel wie auf einem Meeresgrund. Nur wenn ein Einschlag vor der Treppe sitzt, schießt ein dunkelrotes, trübes Licht über die gegenüberliegende Wand, und das was unter der Zeltbahn liegt, wirft einen dunklen Schatten auf diese verflackernde Röte. Meine Seele ist noch weit fort, im barmherzigen Abgrund des Schlafes, aber ich sehe sofort, daß dieser Schatten größer ist als vorher. Wir sind nicht mehr sieben, sondern sechs. „Ja . . .“, sage ich, und meine Stimme müht sich wie aus einem zweiten, tieferen Keller herauf. „Ja . . .“

Bardelebens Lippen liegen an meinem Ohr. „Hörst du es?“ flüstert er. Nicht was er sagt, sondern seine Stimme erfüllt mich mit dem kalten Grauen, das wie aus einer Jenseitstür über mich weht. Seine Stimme ist nicht mehr am Leben. Ich kann es mit Worten nicht anders sagen: es ist eine tote Stimme, und sie könnte ebenso aus jener Ecke kommen, wo die Zeltbahn unbeweglich über den toten Körpern liegt. Sie hat die graue, zerbröckelnde Farbe toter Gesichter, die in den Trichtern liegen und auf die der Regen wie auf verfaulendes Holz klopft. „Hörst du es?“ wiederholt die Stimme. „Wie es seufzt?“

Ich brauche den Atem nicht anzuhalten, um es zu hören. Es ist an der Wand dort, aus der die Käfer kommen. Es muß vor der Wand sein, aber vielleicht . . . ja, vielleicht ist es auch hinter der Wand. „Es ist Henrik“, sage ich leise.

„Nichts von Henrik“, sagt der Maurer böse.

Ein Streichholz flammt auf und streckt sich nach der Kerze aus, und im gleichen Augenblick sehen wir, daß niemand schläft. Daß alle fünf aufrecht dasitzen, als wachten sie schon eine Stunde lang. Und daß Brodersen so sitzt, wie ich ihn zuletzt gesehen habe, ganz grade, die Schnur

in der Hand, mit einem versteinten Gesicht, das mit geschlossenen Augen in das Kerzenlicht starrt.

Es ist ganz still draußen, so still, daß wir zusammenfahren, als ein Sandkorn an der toten Wand herunterfällt. „Jetzt . . .", sagt Bardeleben und hebt die Hand. Und hinter der grauen, fahlen, von Sprüngen durchsetzten Wand kommt es heraus, der bange, stöhnende, zugedrückte Seufzer eines Menschen. Ein Seufzer, in dem nichts steigt, vom Leben, ja auch nur vom Hauch eines Lebens getragen, sondern in dem alles fällt, vom ersten bis zum letzten Ton. Und auch jetzt wieder habe ich das Gefühl, nein, die Gewißheit, daß es die Stimme eines Toten ist.

Unsere Gesichter sind grau, verfallen, von Qual zerstört. Fischbach bewegt die Lippen, und ich sehe, daß er betet. Es sieht seltsam aus unter den roten Stoppeln seines Bartes. Keiner von uns ist jemals auf den Gedanken gekommen, daß er beten könnte. Wir sitzen und warten. Alle fünf Minuten hebt Bardeleben die Hand, und dann weht der Seufzer über uns hin. Ein leiser Wind, unter dem wir bis ins Mark erschauern.

Heute weiß ich nicht mehr, ob er wirklich da war. Das heißt, ob er außer uns da war oder ob Bardeleben ihn in uns hineintrug, sodaß wir ihn hörten. Ob es eine Hypnose des Grauens war oder eine Realität. Wir stellten es fest, am nächsten Tage, daß das Gewölbe, das die Mine nachher öffnete, vor vierzehn Tagen verschüttet worden war und sich über der ganzen Gruppe geschlossen hatte, die damals in ihm gelebt hatte. So geschlossen, daß keine Hacke auch nur einen Spalt hatte öffnen können. Und daß es somit ein toter Seufzer war und kein lebender. Wir stellten dieses fest und noch mehr. Nur daß diese Feststellungen uns nichts halfen, weder für das Kommende noch für das Vergangene.

„Wollen nach oben gehen", sagte ich endlich. „Sie schießen nicht mehr."

Aber Bardeleben schüttelte den Kopf. Er stand auf

und ging zu der seufzenden Wand, lautlos, gebückt, behutsam. Wie zu einem Sterbenden. Sein Schatten bewegte sich schwarz und riesig auf dem grauen Stein, als schleiche ein zweiter Mensch auf die Totenkammer zu, noch lautloser, noch gebückter, noch behutsamer. Zuerst klopft er mit der Hand und dann, als es wie gegen eine Filzwand klingt, mit der Beilpicke. Zuerst einmal hier und einmal dort, und dann Punkt für Punkt, nach einem bestimmten, geordneten System. Es klingt fest, überall. Es ist kein Hohlraum da, kein Gewölbe, kein Durchlaß. Und dazwischen hebt er die Hand, daß wir hören sollen, und neigt sein Gesicht. Aber der Seufzer ist raumlos. Er ist nicht hier oder da, er ist nicht an einen Ort gebunden, eine Ecke, einen Spalt. Er ist überall. Er ist der Seufzer einer ganzen Wand, eines Raumes, ja, der ganzen Erde.

Und plötzlich bewegt Brodersen sich und sagt laut und deutlich: „Laßt das! Nichts ist da. Niemand seufzt. Nichts höre ich. Geh nun hinauf, Henrik. Es ist Zeit."

Und damit ist alles fortgewischt. Der Seufzer, die Schatten, die Stille. Henrik setzt den Stahlhelm auf, und sein finsteres Gesicht erhellt sich, als habe man ihm die Freiheit verkündet. Lürs kommt herunter, das Licht wird gelöscht, und wir schlafen wieder. Nein, es ist kein Schlaf, sondern ein Auf- und Abtreiben der Seele in der Finsternis. Bilder, die aufstehen und versinken, ein Anhalten und Wiederhingeben des Atems, und ein schweres, schmerzvolles Schlagen des Herzens. Aber es ist still. Kein Seufzer. Kein kalter Hauch einer fremden und jenseitigen Luft.

Und dann geschieht es in der Morgendämmerung. Ein Feuerüberfall mit allen Kalibern, der wie mit Schmiedehämmern auf unser Gewölbe, unsre Stahlhelme, unsre Herzen schlägt. Die Erde brüllt wie tausend Walzwerke, die ineinanderstürzen. Keine Pause, kein Atemholen, keine Besinnung. Brodersen stürzt hinauf und kommt gleich wieder zurück, von Stufe zu Stufe rollend, ein graues, verkümmertes Bündel, das sich streckt und liegen bleibt, am Fuß

der Treppe, die abgerissene Schnur noch immer um sein Handgelenk.

Wir sehen es, aber wir begreifen es nicht. Wir begreifen nichts mehr. Wir krümmen unsere Körper zusammen und warten auf den Augenblick, in dem die Decke stürzt und uns begräbt. Nur Bardeleben kniet vor der Wand und lauscht, die Hände auf die Erde gestützt, die Augen geschlossen.

Und so trifft ihn der Tod. Die schwere Mine schleudert uns an die Wand. Sie schlägt dort ein, wo der Seufzer gerufen hat und öffnet mit ihrer letzten Kraft die Wand, vor der Bardeleben kniet. Ein Stein trifft ihn gegen das Herz und schleudert ihn zurück. Sie deckt uns zu, mit Steinen, Staub, Gebrüll und einem glühenden, stechenden Atem, der uns die Augen versengt. Wir schreien, laut, wortlos gellend, wie Tiere unter dem Messer. Wir stürzen hinaus, die Treppe empor. Wir stürzen in eine Feuerwand, eine glühende, brüllende, weißschmelzende Wand, die uns empfängt, verbrennt und wieder zurückwirft, in den Keller hinein.

Dort bleiben wir, bis das Feuer schweigt und wir das Maschinengewehr die Treppe in die Höhe reißen und Gurt auf Gurt in den brandigen Nebel jagen. Bis die blauen Bündel wieder still werden, zwischen den Trichtern, viele, zu Haufen, einzeln, in Fetzen.

Die Sonne geht auf und das Feld dampft, vom Rauch, vom Blut, vom Nebel. Der Sarkophag ist zerrissen, das Kreuz ist fort, und eine Lerche steigt gelassen hoch über die schwelende Oede.

Um die Mittagszeit klettert Henrik durch die geborstene Wand in das Gewölbe hinein. Er findet die Reste der verschütteten Gruppe, verwest, vermorscht, verfallen. Keine Spur von seufzendem Leben, von Erklärung, von Wirklichkeit. Nichts.

Wir kehrten zurück, wie Bardeleben gewußt hatte: Henrik, Lürs, Fischbach und ich. Und in der Nacht schlugen wir vier Kreuze zusammen und stellten sie über die vier Gräber, die wir mit unseren grauen Händen gegraben hatten.



FRIEDRICH HILSCHER.

DIE HERAUFKUNFT DER KRAEFTE.

Wenn das Feuer aus der Erde will, bricht der Boden, und die Berge stürzen ins Meer. Wenn die Zeit erfüllt ist, daß die alten Götter wiederkehren und die Geister der Vorwelt ihr Amt antreten, dann brechen die Ordnungen der Völker; was hoch ist, fällt, und die Tiefe kommt herauf.

Wer von ihren Kräften begeistert wird, weiß von diesem Augenblicke an, wie gleichgültig die Gestalten und Gestaltungen des menschlichen Seins sind, wie nebensächlich die Empfindungen des Einzelnen. Nichts steht allein. Niemand lebt und stirbt für sich; in den Zeichen der Geburt und des Todes bekundet sich hinter den Tatsachen des Raumes und der Zeit die ewige Kraft.

Es gibt um die Mitternacht einen Augenblick, wo wir nicht schlafen und wachen, wo wir horchen, und um uns herum ist alles totenstill. Nur die Zeit sickert herein; aber es ist nicht die Zeit da draußen, die Zeit, die mit der Uhr gemessen werden kann, es ist eine zeitlose Zeit, die in uns eindringt, und vor der wir tief erschrecken. Fallen wir nicht ins Bodenlose? In glühendem Wirbel umtanzen uns die Dinge und verschwinden schattenlos. Wir sehen nichts

mehr, und immer übermächtiger bedrängt uns das stumme ungekannte Wesen.

Ein Körper steht vor uns: der Körper eines Menschen, dem wir gut sind; und seine Augen sehen uns an, unbeweglich, starr, dunkel; nein, sie sehen uns nicht an, sie sehen durch uns hindurch; es sind überhaupt keine Augen; es ist nur die Leere; es ist auch kein Körper; es ist ein körperloser Körper. Wir fahren hoch und wissen um den Menschen, den wir eben gesehen und doch nicht gesehen haben, was ihm geschieht und wie er in diesem Augenblick nach uns gerufen hat.

Der helle Tag sitzt im Zimmer, und in den Wäldern singt das Licht, das Leben, welches die Kronen der Bäume bewegt, überfällt uns auf einem verlassenen Wege. Mit einem Male vergessen wir unser Sein und nichts mehr als der rieselnde Bach, der Schrei eines Vogels und der Atem des Nachmittags. Vielleicht würde uns, wer in dieser Stunde den Weg entlang käme, überhaupt nicht sehen?

Die große Stadt hämmert in der Mittagshitze. Sie ist Härte, Stein und Nüchternheit; und wir selber, die wir diese Stadt ebenso glühend lieben, wie den Wald, der sie umgibt, sind nichts in ihr als Härte, Stein und Nüchternheit, besessene Herren des Werkes, Diener und Könige des Werkes, Diener und Könige eines Befehls, der über die Erde greift.

Man kann uns nicht mit den Erzählungen kommen, die von gerückten Tischen, zitierten Geistern und der „Materialisation“ „okkulter“ Kräfte handeln. Das ist ausnahmslos Geschwätz der kleinen Leute, die den Mächten nicht gewachsen sind, welche sich ihrer bedienen. Dieser Schlag von Menschen sieht immer nur die Oberfläche und vermag sich auch dann, wenn er schlechterdings mit der eigenen Nase erfährt, daß die Wände, gegen die er stößt, nicht zu der Oberflächenwelt gehören, an die er allein glaubt — er vermag sich auch dann die Kräfte der Tiefe nur so vorzustellen, daß er sie „materialisiert“, daß er sich einredet, sie sehen zu können, sich gruselt und seinem Gruseln mit geheimem Stolze zu-

schaut, sich über seine Minderwertigkeit durch die Lüge hinwegtäuscht, er könne den Geheimnissen der Wirklichkeit gebieten. Allzu lange haben wir uns mit diesem Menschenschlage und mit seinesgleichen beschäftigt. Es ist wenig Unterschied zwischen ihm und den Wirtschaftskreisen vorhanden, die heute überall am Ruder sitzen. Es kommt ihnen allen immer nur auf das an, was sie mit den Händen greifen können; und es wird Zeit, daß man ihnen das Handwerk legt. Aber es ist sehr gut gewesen, daß dieses Volk einmal die Erde beherrscht hat. Diese Kleinkrämer und Großhändler des Glücks, des Nutzens, des Fortschritts, und wie die subalternen Begriffe alle heißen mögen, haben zum Feuerstoff eines ungeheuren Brandes gedient. Sie haben in ihrer Gier nach dem Stoffe die stofflichen Güter zusammengerafft, haben Leid, Not, Elend, Dreck und Feuer heraufbeschworen, eben den Dreck und das Feuer, an dem sie selbst zugrunde gehen, an dem die Erprobten, Ausgeglühten, die vernichtet werden sollten, neuer Kraft inne geworden sind.

Jene Gier nach dem Stoff, die den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkriege ihr Gesicht gegeben hat, ist schon das Vorzeichen der Gewalten gewesen, die dann im Kriege aufgebrochen sind. Und schon bei diesem Vorzeichen wird die Gleichgültigkeit des Einzellebens deutlich: was haben die Unternehmer in Amerika und Großbritannien, in Frankreich und im wilhelminischen Staate anders gewollt, als immer nur ihren persönlichen Vorteil, das, was sie für die alleinige Wirklichkeit ansahen, den Gewinn, den sie mit Zahlen errechnen und mit dem Munde verzehren konnten? Und was haben sie erreicht? Sie haben die geheimen Kräfte der Völker geweckt, sie haben das Gefüge ihrer eigenen Weltwirtschaft untergraben. Sie schelten sich heute als belanglose Werkzeuge des Schicksals durch ihren eigenen Wahnsinn selbst aus, nachdem ihre Aufgabe beendet ist. Ihren Wahnsinn? Jawohl, im wörtlichen Sinne des Wortes: ihren Wahnsinn. Die tanzenden und schlemmenden und genießenden Menschen der Gegenwart, die feststehenden Re-

gierer von Rechts und Links sehen wirklich nichts von dem, was heute bereits in tausend Vorgeschichten den zweiten Weltkrieg ankündigt. Ein herrlicher Wahnsinn fürwahr, der den überhitzten Kessel noch mehr abdichtet, der die Greuel phantastischer Verwüstung heraufführt, und inmitten dieser Greuel eine herrliche Glut, ein tödliches Feuer, dem ein unermeßlicher Triumph anvertraut und vorbestimmt ist.

Wer sind die Sieger des ersten Weltkrieges, wenn nicht diejenigen, die gleichgültig gegen den Verfall des wilhelminischen Staates, gleichgültig gegen Nutzen und Vorteil, gleichgültig gegen Leben und Tod zu Herren des Feuers geworden sind, das in ihnen fortzeugend zur schöpferischen Tat wird? Hier wächst ein anderes Geschlecht heran, und seine Augen sehen, was dem Wahr der Herrschenden und der Blindheit der kleinen Werkzeuge verborgen bleibt.

Hier werden die Gewalten der Vorzeit wieder lebendig; hier sammelt sich, was in Jahrtausenden herangewachsen ist, hier staut sich der Strom der Zeit, hier erfüllen sich die alten Weissagungen.

Das Märchen berichtet von dem heimlichen Helden, der als Dummer seine Straße zieht. Seine Brüder sind klug. Sie kümmern sich nicht um Tiere und Sterne; denn es verspricht keinen Nutzen. Sie beschließen ihr Wandern in der Stadt, wo ihnen Verdienst und Ruhm winkt. Dumm ist, wer Verdienst und Ruhm verachtet. Dumm ist der, der weiterzieht und den Traum von der Krone nicht verläßt. Aber er ist der Sieger. Die Tiere kommen zu ihm und helfen ihm, die Sterne und Drachen gehorchen ihm, der verzauberte Berg öffnet ihm die Tore; er erlöst die verwunschene Welt.

Die Sage berichtet von den göttlichen Kräften, die in den Krieger eingehen und in ihm wirken. Sie berichtet von der fraulichen Gnade, die in den Elfen und Königinnen Fleisch und Blut annimmt. Sie berichtet von dem Sieg dessen, der sein Leben einsetzt und dessen Werk unsterblich wird, weil er dafür stirbt.

Dem Bilde der Sagen und der Märchen entspricht die sichtbare Geschichte. Dem Heldentum der Sage verbrüdert sich das der Völkerwanderung. Der Untergang der Goten am Vesuv und der Kampf in Etzels Saal sind zwei Zeichen einundderselben Wirklichkeit; so, wie das nächtliche Antlitz, das uns aus dem Schlafe schreckt, ein Werk derselben Kraft ist, die wir am Tage in der Gestalt des Menschen erblicken, dem wir zugetan sind. Die Träume und die Tatsachen sind nur zwei verschiedene Erscheinungen desselben Wesens. Dem Urgefühl der Mystik entspricht das Herrentum der Staufer. Ober der Eine sich den Dingen verschließt, die Stimmen der Welt schweigen heißt und dadurch stark wird, seine Stimme über die Welt zu senden und zum Meister der Dinge zu werden, oder ob der andere Freude und Ehre und Glück um seines Staates willen opfert und so, indem er sich selbst preisgibt, erzwingt, daß ihm alles preisgegeben ist: das bleibt im letzten Grunde gleich. Der Mystiker kennt kein Ich und kein Du, keinen Abstand zwischen Seele und Welt, sondern nur den Gott, der Alles in Allem ist und tut. Und auch der König kennt keinen Unterschied mehr zwischen seinem Willen und dem Willen der Welt, zwischen dem Du seines Volkes und dem Ich seines Herzens, sondern nur die Macht seines königlichen Amtes, welche die Macht Gottes ist.

Im Dreißigjährigen Kriege entsprachen sie einander abermals: die Kräfte des Herzens und die des Schwertes. Was Conrad Ferdinand Meyer von Luther sagt: „Sein Geist ist zweier Taten Schlachtgebiet; mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht", gilt vom ganzen Volke und von der ganzen Zeit. Inmitten der rauchenden Trümmer der Städte und der verwüsteten Felder brennt eine nie gekannte Inbrunst in den Geistern der Wenigen, die unberührbar geworden sind. Wir haben am Beginn des Dreißigjährigen Krieges mehr als zwanzig Millionen Menschen gehabt; am Ende sind es keine vier Millionen mehr gewesen. Aber diese vier Millionen haben fruchtbare und

mutige Frauen geliebt, haben stolze und schöne Kinder gezeugt, diese vier Millionen sind zum Volke Leibnizens und Goethes, Friedrichs des Großen und Bachs und Schlüters, Herders und Fichtes und Beethovens geworden.

Die Jahrhundertwende des Idealismus, die solchergestalt zum Beginne neuen Lebens wird, hat abermals den rätselhaften Doppelklang von Innerlichkeit und Macht: dem Blut der napoleonischen Kriege und der fridericianischen Schlachten entspricht der Sturm und Drang der Geister, entspricht nach dem gebändigten Feuer Mozarts und Goethes der wild emporschießende Brand Beethovens und die verzauberte Trunkenheit E. T. A. Hoffmanns.

So nahen die Umwälzungen des 19. Jahrhunderts. Der Herrscher des geeinten Reiches, Bismarck, geht in die Einsamkeit der Entlassung ein und wird in dieser Einsamkeit zum dunklen Verkünder des nahenden Weltkrieges. Zu gleicher Zeit weiß der Schöpfer des Zarathustra, weiß Friedrich Nietzsche in der Nacht des Wahnsinns um die Größe dieses Weltkrieges, der, wie die letzten Wahnsinnsworte bezeugen, durch eine ungeheure Einschnürung Deutschlands, durch den unerhörtesten Druck und Gegendruck die Welt verwandeln wird. Es sind dieselben Dummen, von denen das Märchen und die Sage sprechen: ihnen ist das Gesicht der Zukunft anvertraut; dieser Otto von Bismarck, der keinen Fußbreit von seinem Werke weicht, und so seine Entlassung erzwingt, dieser Friedrich Nietzsche, der sich für sein Werk bis zum Wahnsinn verzehrt: sie werden zu Gebietern dessen, was nach ihnen kommt.

Wen wundert es nun, daß in den Träumen und Tatsachen des ersten Weltkrieges und seiner Folgezeit die alten Gewalten unserer zweitausend Jahre wiederkehren, daß alle die Mächte zum Kampf antreten, die sich in diesen zweitausend Jahren sichtbarlich oder geheim angekündigt haben?

Die Zahl der Mörder und der Verzweifelten, der Hoffnungslosen und der Zusammenbrechenden wächst mit jedem Tage; und das ist gut, wie die Verwüstungen des Dreißig-

jährigen Krieges gut gewesen sind. Wir verbrennen in unserer eigenen Flamme; denn selig sind die Untergehenden: sie sind die Hinübergehenden in den Sieg. In dem zusammenschmelzenden und immer reiner ausglühenden Haufen wachsen Kräfte, die jahrhundertelang verschüttet gewesen sind. Die Gegenwart kennt den Notschrei Isoldes, die nach den Zauberkräften ihrer Mutter ruft. Die Kraft kehrt wieder, in den Wettern zu gebieten. Die Kraft kehrt wieder, die den Vertrauenden heilt und über die Geheimnisse der Erde und der Pflanzen verfügt. Die Kraft der Geschichte kehrt wieder, die mit der fernen Liebe und der fernen Freundschaft in unmittelbaren Umgang tritt. Die Kraft des Willens kommt herauf und erobert sich die Geister, von denen sie ausstrahlt und die Menschen zusammenführt, die zum Werke bestimmt sind.

Man hat einander nicht gekannt und nicht gesucht. Man ist einsam dem Rufe gefolgt, dem sich niemand versagt, der ihn hört. Man ist der Stimme in die Verlassenheit nachgegangen, man hat seinen Nutzen von sich geworfen, man hat keinen Gefährten, keine Liebe auf diesem Wege besessen. Man hat nicht erwartet, daß man noch einem lebenden Wesen begegnen werde. Man hat abgeschlossen.

In dieser Stunde, nicht früher und nicht später, überrascht uns unser Leben mit dem Geklirr von Waffen in der Wüste. Wir finden unter Steinen und erbarmungslosem Licht die Wandernden desselben Weges. Niemand weiß, woher sie kommen; sie sind auf einmal da; und ihr Erstaunen ist nicht geringer als das unsere.

So hat jeder Ruf die Auserwählten zu gleicher Zeit erreicht und aufbrechen lassen.

Wenn sie sich begegnen, entdecken sie einander auf den ersten Blick. Und sie begegnen sich gewiß. Sie müssen sich begegnen. Die Verheißung des Krieges wirkt unterirdisch, was zu ihrer Erfüllung nötig ist. Ob man sich im Eisenbahnabteil, auf der Straße oder in irgendeinem Hause befindet, hat durchaus seinen Sinn, der die

notwendige Begegnung am notwendigen Ort und zur notwendigen Zeit herbeiführt.

Jeder, der dazu gehört, weiß das. Die völlige Uebereinstimmung des eigenen Willens mit dem Schicksal ist einfach eine täglich sichtbar werdende Wirklichkeit.

Mit ihr ist die Zuversicht des Künftigen gegeben, die um den selbstverständlichen Sieg weiß. Wir wissen, was im ersten Weltkriege aus dunkler Ahnung zu dunkler Tat geronnen ist. Wir wissen, daß in den rätselhaften Nächten und unerklärlichen Begebenheiten jener vier Jahre einer geheimen Bruderschaft der Boden bereitet worden ist.

Wer nicht zu ihr gehört, weiß nichts von den Zeiten, die bevorstehen; er weiß nichts von der Verwandlung, die mehr verzehren wird, als der Dreißigjährige Krieg verzehrt hat. Er kennt die Stunden der Verlorenheit nicht, in denen das Herz zu schlagen aufhört, in denen das Vorgesicht einer neuen Welt übergewaltig emporsteigt und den ganzen Menschen erschüttert, sodaß er nicht mehr aus noch ein weiß. Wer will um diese Dinge rechten? Wir haben in den vergangenen Jahren viele Vermutungen angestellt, wie aus mancherlei Menschen ein Volk werden könnte. Nun erleben wir am eigenen Leibe, was noch nicht erlebt worden ist, seit die Erde steht, und seit es unter den Tieren solche gibt, die auf zwei Beinen laufen und vom Geiste besessen sind.

Die schlafenden Drachen Chinas und die heiligen Tiere Aegyptens sind wach geworden. Die Kräfte des Koran erfüllen wieder das Blut der Araber, und die Geheimnisse der buddhistischen Lehre erregen dreihundert Millionen zum Kampfe für die Freiheit, von der sie durch Jahrhunderte nichts gewußt haben. Die Erde ist in Aufruhr und wir mitten in ihr.

Man hat über den Aberglauben an der Front gelächelt; und gewiß: die kindlichen Bewegungen und Vorsichtsmaßregeln, daß nicht drei ihr Feuer an einunddemselben Streichholz anzünden sollten, daß es nicht gut sei, etwas zu berufen, und was der Dinge mehr sind, haben nichts mit

wirklichem Glauben und wirklicher Vertrautheit des Umganges unsichtbarer Gewalten zu tun. Aber in diesem harmlosen und verlegenen Tasten spricht schon die Ahnung, daß die beschwörende Kunst neue erwachen will, eine Kunst des menschlichen Herzens, die sich für den rechten Glauben von selbst versteht, eine Kunst, die in geheimem Einklang mit den Strömen der Erde und des Sternenraumes neue Quellen zu wecken weiß.

Es hat eines langen Weges bedurft, ehe auch nur die Ahnung dieser alten Fähigkeiten wieder hat wachsen können. Der Einbruch der christlichen, der byzantinischen und der römischen Haltung in den Reichsraum hat für ein Jahrtausend unterdrückt, was sich in der Frühzeit ungehindert hatte entfalten können. Alle drei Mächte — Israel, Byzanz und Rom — glauben an einen Abstand zwischen Gott und der Welt. Wie dieser Abstand zu überwinden sei, sind sie nicht einig. Aber daß der Mensch aus eigener Kraft nichts dazu vermöge, steht allen Dreien fest. Es bedarf nach der Ueberzeugung der Bibel des göttlichen Erbarmens, nach der Zuversicht von Byzanz der kosmosverwandelnden Kraft des Logos, nach der Zuversicht Roms der göttlichen Gerechtigkeit, die ihren irdischen Stellvertreter, eben Rom, auserwählt und für sein Amt gerüstet hat Die Gewißheit, welche im Reiche je und je lebendig gewesen ist, daß in unserm eigenen Innern die göttliche Kraft lebt, diese Gewißheit ist mit der Haltung unvereinbar, die von Rom, Israel und Byzanz gefordert wird. Also muß, wer durch diese Mächte überfremdet wird, das Vertrauen in seine eigene Kraft verlieren. Die Kraft wird nicht geringer, aber sie wird durch einen starken Staudamm zurückgehalten, bis ihre Flut so gestiegen ist, daß sie den Damm zerbricht und sich der Gefilde bemächtigt. Es hat uns garnichts besseres geschehen können, als der Druck jener Ueberfremdungen. Wir haben Fähigkeiten und Kräfte angesammelt, die andere Völker längst verschwendet hätten. Wir haben in uns aufgenommen, was das sittliche Feingefühl Israels, die

Staatskunst Roms und die Weisheit von Byzanz an Schätzen in sich bergen. Wir sind durch die Feuer der Völkerwanderung, des dreißigjährigen Krieges und des ersten Weltkrieges nicht schwächer, sondern stärker geworden.

Schon heute bemerken wir im Lande unterirdische Ströme, von denen die Umwelt nichts ahnt. Die Stufe des tastenden Ahnens liegt hinter uns; wir sprechen bereits mit vollkommener Sicherheit von den unsichtbaren Zusammenhängen des Krieges; wir wissen bereits klar und ohne die Halbheiten des Zweifels, welche Gewalt den zauberhaften Mächten anvertraut ist, die unser Herz bewegen.

Eine neue Sicherheit des Tuns kündigt sich in diesem Wissen und Sprechen und Glauben an, eine neue Sicherheit des eigenen Willens, die von den Fortschrittshoffnungen des Westens ebensoweit entfernt ist wie von der Zerrissenheit der menschlichen Seele im römischen, im byzantinischen oder im israelitischen Raum. Wie wiederholen angesichts der Erfahrungen des ersten Weltkrieges, was Fichte oder Hegel bereits vorausgewußt, was Goethe vorausgedichtet hat.

Man erinnert sich des titanischen Selbstvertrauens, mit dem Fichte dem Ich das Schicksal der Welt in die Hände gegeben hat. Seine Zeit ist vor dieser Verkündigung erschrocken. Aber die vollendete Weisheit Fichtes in seinen letzten Werken zeigt, um was es bei diesem Selbstvertrauen gegangen ist: diese Kraft des eigenen Herzens, der der Einzelne gewiß sein darf, ist die Kraft Gottes selbst, der in seinen Gliedern seinen unendlichen Gedanken denkt und sein unendliches Schicksal wirkt. Die Seele ist nichts für sich; sie ist nur ein Teil der göttlichen Gewalt. So verbrüdert sich, was Fichte gelehrt hat, mit der Zuversicht Martin Luthers, die auf den ersten Blick das Gegenteil gefunden zu haben scheint. Der Mensch ist nichts und Gott ist alles: hat Luther gesagt. Aber eben dies sagt auch Fichte: weil der Mensch nichts ist, ist sein ganzes Wirken von Gott. Dem entspricht der Weg der Weltgeschichte, in der sich die göttliche Einheit, in der sich der ewige Gott entfaltet:

Hegel findet die Lehre von der Uebereinstimmung zwischen Vernunft und Wirklichkeit, die Lehre vom dialektischen Aufbau der Geschichte. Dieses selbe Bewußtsein des Einklanges aller Mächte und Kräfte wirkt in Faust, lebt in jedem einzelnen Gedicht Goethes. Er kennt die stillen Brüder in Busch und Wasser. Er kennt die geheimnisvollen Ordnungen der Geschichte. Darum vermag er am Tage der Schlacht von Valmy vorauszusehen, was die nächsten Jahrzehnte bringen werden. Darum vermag er die Begegnung mit einem geliebten Mädchen herbeizuglauben, ohne daß ein Wort der Zeile vorher gewechselt wurde; er geht nur auf die Straße und weiß in diesem Augenblick schon, daß er sie finden wird: weil er daran glaubt. Nicht anders hat er bei Valmy den geschichtlichen Kräften gegenüber gestanden: er glaubt an sie, weil sie auch in ihm wirken, und darum weiß er ihren Weg.

Darum wissen auch wir um unlösliche Verbindung zwischen Innerlichkeit und Macht. Wir wissen, wie Fichte, daß die Staatskunst sich mit der Weisheit verbinden und verbünden muß; wir wissen mit Hegel um die Uebereinstimmung des weltgeschichtlichen Handelns mit der göttlichen Vernunft; wir glauben mit Goethe an die Tat Faustens. Es ist nur wenigen bekannt, daß das Werk, welches Goethe den reifen Faust ausführen läßt, kein anderes ist, als das Friedrichs des Großen im Osten Preußens, im Warthe- und Netze-Bruch. Hier wird die Verbundenheit deutlich, die zu erfüllen unseres Amtes ist, das mit dem ersten Weltkriege begonnen hat.

Wir finden in den menschlichen Begegnungen des fernen Krieges, in den Gesichten der Liebe, in der Leidenschaften des staatlichen Wellens, in den Ahnungen des Gefühls, in den Erscheinungen und Träumen der Nacht immer nur ein und dasselbe, den Gott, der die Gewißheit des Reiches in uns hat wachsen lassen, den Gott, der uns zum Tun des Reiches treibt und zwingt, den Gott der Märchen und der Sagen, den Gott Bismarcks und Nietzsches.

INHALTSVERZEICHNIS: